

Weiblichkeit leben - Freude, Lust und Angst

Der Stellenwert der Familie hinsichtlich Weiblichkeit und Sexualität im
Jugendalter

Masterarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades Master of Arts

vorgelegt von
Tanja PAYR

am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft

Begutachter: Univ.-Prof. Dr. phil. Arno Heimgartner

Graz, 2019

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den benutzten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen inländischen oder ausländischen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht. Die vorliegende Fassung entspricht der eingereichten elektronischen Version.

.....
Ort, Datum

.....
Tanja Payr

Abstract

Junge Frauen im Pubertätsalter stehen oftmals vor Herausforderungen, welche durch den Übergang ins Erwachsenenleben geprägt sind. Die Entwicklung zur Frau bringt zwangsläufig auch eine Auseinandersetzung mit der eigenen Körperlichkeit, Weiblichkeit und Sexualität mit sich. Die Jugendlichen durchlaufen neben der körperlichen auch eine geistige Entwicklung, indem sie sich mit Fragen rund um Identität, Ablösung vom Elternhaus und das Knüpfen neuer Kontakte (Freundschaften und Liebesbeziehungen) beschäftigen. Diese Konfrontation mit den Herausforderungen des Erwachsenwerdens ist in einem gewissen Maß angeknüpft an das Spannungsfeld Familie. In dieser Masterarbeit wird somit darauf eingegangen, welche Rolle die Eltern bzw. Erziehungsberechtigten in dieser Hinsicht einnehmen. Inwiefern wirken sich die Wertvorstellungen und Lebensentwürfe der Eltern auf die Entwicklung der Tochter zur Frau aus? Welche Zusammenhänge und Unterschiede herrschen zwischen den Generationen? Haben Eltern eine Vorbildfunktion bzw. inwiefern dienen sie der Adoleszentin als Projektionsfläche? Durch leitfadengestützte Interviews wurden Pädagogik-Studentinnen zu diesem Thema befragt. Das Ziel war es hier ausfindig zu machen, welche Rolle die Sozialisation (familiär und außerfamiliär) der weiblichen Jugendlichen auf ihrem Weg zur Frau (im Hinblick auf deren weibliche Entwicklung und Sexualität) spielt. Die Ergebnisse zeigen, dass besonders Mütter und Gleichaltrige einen hohen Stellenwert für die weibliche Entwicklung der Pubertierenden haben. Väter und Brüder halten sich eher im Hintergrund bzw. melden sich nur bei bestimmten Themen zu Wort. Auch Beziehungspartner haben einen entscheidenden Einfluss auf den Erfahrungsraum (hinsichtlich Sexualität und Weiblichkeit) der Jugendlichen.

Abstract

Young women at the age of puberty are often faced with challenges that characterize the transition to adulthood. Maturing to womanhood inevitably brings with it an examination of physicality, femininity and sexuality. In addition to physical changes, young people go through mental development, by concerning themselves with questions surrounding identity, separation from their parents and making new contacts (friendships and love/ sexual relationships). This confrontation with the challenges of growing-up is tied in a certain measure to the area of family conflict. This master thesis deals with the roles of the parents and/or legal guardian in this regard. To what extent do the belief structures of parents affect the development and maturation of the daughter into a woman? Which connections and differences prevail between the generations? Do parents serve a role-model function and/or to what extent do they serve the pubescent as a projection screen? Through guided interviews, education students completed a survey. The aim was to discern what effect socialisation (familiar and unfamiliar) has on adolescent girls (with regards to their sexual development). In particular, the results showed that the relationships with their mother and peers had a significant impact on their development throughout puberty. Fathers and brothers were only involved in certain aspects of said development. The girl's relationship partners also increased the room for experience significantly, concerning their sexuality and levels of femininity.

Danksagung

In diesem Zuge bedanke ich mich bei allen, die mir unterstützend bei meiner Masterarbeit zur Seite gestanden sind.

Mein erster Dank richtet sich an Herrn Univ.-Prof. Dr. Heimgartner und Frau Mag.^aDr.ⁱⁿphil. Waltraud Gspurning, welche mich bei der Verfassung meiner Masterarbeit betreut und diese begutachtet haben. Während dieser Zeit konnte ich viele konstruktive Anregungen und Denkanstöße sammeln.

Weiters bedanke ich mich bei meinen KomilitonInnen, die mir Impulse für meine Arbeit gaben. Ebenso schätze ich den regen Austausch und die spannenden Debatten während der gesamten Studienzeit.

Außerdem wäre ohne die Bereitschaft und Offenheit meiner Interviewpartnerinnen diese Arbeit nicht zustande gekommen. Vielen Dank auch an dieser Stelle für die interessanten Beiträge!

Ein weiteres Dankeswort möchte ich an meinen Vater und meine Mutter richten, welche mir über meine gesamte Studienzeit Rückhalt boten. Durch ihre Unterstützung war es mir möglich diesen Lebensabschnitt zu verwirklichen.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	7
THEORETISCHER TEIL.....	8
2. Begriffsdefinitionen	8
2.1 Weiblichkeit und Körperlichkeit	8
2.2 Sexualität	10
3. Entwicklungsaufgaben in der weiblichen Adoleszenz	15
3.1 Pubertät und Jugend	16
3.2 Die Identitätsfindung weiblicher Jugendlicher	20
3.2.1 Der Begriff „Identität“	20
3.2.2 Geschlechtsidentität	25
3.3 Körperliche Entwicklung im Jugendalter	28
3.4 Sexuelle Entwicklung im Kindes- und Jugendalter	32
3.5 Exkurs: Krisen – ungesunde Kompensationsstrategien Jugendlicher	36
4. Beziehung und Sexualität im Jugendalter	39
4.1 Bindungstheorien	39
4.2 Bindung und Sexualität im Jugendalter	43
4.3 Problembereiche und Lernfelder	45
4.3.1 Das Selbstkonzept Jugendlicher	45
4.3.2 Unsicherheiten in der Pubertät	46
4.3.3 Das Thema ‚Liebe‘ in der Adoleszenz	47
5. Sozialisation und Prägungen durch die Familie	47
5.1 Familienformen	47
5.1.1 Die Trennung in einer Familie und ihre Folgen	50
5.2 Wertvorstellungen und Dynamiken innerhalb der Familie	51
5.2.1 Erziehungsstile	52
5.2.2 Moralvorstellungen	55
5.3 Exkurs: Geschlecht und sexuelle Orientierung	56
5.3.1 Glossar zum Thema geschlechtliche und sexuelle Vielfalt	60
5.4 Mutter-Tochter-Beziehung	64
5.5 Vater-Tochter Beziehung	67
6. Kommunikation innerhalb der Familie	69

6.1 Familie als eine der Aufklärungsinstanzen für Jugendliche.....	69
6.2 Die Rolle der elterlichen Beziehung	76
6.3 Körpernormen und Schönheitsvorstellungen innerhalb der Familie.....	81
6.4 Neue Medien und Pornografie.....	87
EMPIRISCHER TEIL.....	95
7. Zielsetzung und Forschungsfrage.....	95
8. Stichprobe.....	96
9. Erhebungsmethode: Leitfadengestütztes Interview.....	97
9.1 Hauptkategorien des Interviewleitfadens.....	98
10. Auswertungsmethode	99
10.1 Strukturierende Inhaltsanalyse nach Mayring.....	99
10.2 MAXQDA.....	103
10.3 Kategoriensystem.....	103
11. Ergebnisse.....	105
11.1 Die weibliche Entwicklung.....	105
11.1.1 Körperliche Entwicklung.....	106
11.1.2 Reaktionen des Umfelds auf die körperlichen Veränderungen der weiblichen Pubertierenden	106
11.1.3 Kognitive und psychische Entwicklung.....	108
11.2 Identitätsfindung.....	112
11.3 Aufklärungsarbeit.....	117
11.3 Wertvorstellungen über Weiblichkeit und Sexualität innerhalb der Familie	119
11.4 Beziehungserfahrungen im Jugendalter.....	120
11.4.1 Umgang der Eltern mit den ersten Beziehungserfahrungen ihrer Töchter im Pubertätsalter	123
11.4.2 Umgang der Eltern mit Liebeskummer	125
11.5 Schönheitsnormen in der Familie	126
11.5.1 Körperbewusstsein, Figur und Ernährung.....	127
11.5.2 Dekorative Kosmetik.....	128
11.5.3 Bekleidung.....	129
11.5.4 Tattoos und Piercings.....	130
11.5.5 Haare.....	130
11.6 Der Einfluss der neuen Medien.....	131

11.6.1	Einschränkungen bzw. Freiheiten seitens der Eltern	132
11.6.2	Mediale und reale Vorbilder.....	134
11.7	Die Rolle der elterlichen Beziehung.....	134
11.7.1	Negatives aus der Sicht der Tochter	135
11.7.2	Positives aus der Sicht der Tochter	136
12.	Zusammenfassung der Ergebnisse im Hinblick auf die Hauptforschungsfrage	137
12.1	Weibliche Entwicklung.....	137
12.2	Weibliche Identität	138
12.3	Aufklärung.....	138
12.4	Umgang mit Beziehungen	139
12.5	Schönheitsnormen	139
12.6	Neue Medien	141
12.7	Die elterliche Beziehung.....	141
13.	Fazit und Ausblick	141
14.	Anregungen für die sozialpädagogische geschlechtsspezifische Mädchenarbeit/Arbeit mit jungen Frauen	143
15.	Literaturverzeichnis.....	146
15.1	Quellenverzeichnis theoretischer Teil	146
15.2	Quellenverzeichnis empirischer Teil	150
15.3	Onlineliteratur	151

1. Einleitung

Mädchen im pubertären Alter stehen an der Schwelle zum Erwachsensein. Damit einher geht, dass Themenbereiche wie Körperlichkeit, Weiblichkeit und Sexualität einen großen Stellenwert im Leben der Jugendlichen bekommen. Ausgegangen wird von der Annahme, dass die Familie der pubertierenden Mädchen bzw. die Sozialisation innerhalb dieser einen Faktor darstellt, der die Pubertierende auf ihrem Weg zum Erwachsenen-Ich in gewissem Maße beeinflusst.

Deshalb wird in dieser Arbeit ein Stück weit überprüft, inwiefern die Prägungen innerhalb des Familiensystems, insbesondere mit dem Fokus auf die Eltern, sich auf die Jugendliche und ihre Entwicklung zur Frau auswirken. Erhoben wird hierbei, welche Gedanken, Probleme, Wünsche und Bedürfnisse die heutige Generation hat. Diese Erhebung soll eine Basis für Eltern, SozialpädagogInnen, SozialarbeiterInnen, Lehrpersonal etc. darstellen, um diesen Lebensabschnitt der Adolescentinnen besser zu verstehen und damit bestmöglich mitgestalten zu können.

Im theoretischen Teil werden die Begrifflichkeiten Weiblichkeit, Körperlichkeit sowie Sexualität näher definiert. Anschließend wird der Fokus auf die körperlichen und geistigen Entwicklungsaufgaben der pubertierenden Mädchen gelegt. Fragen rund um Bindung, Beziehung, Sexualität und die damit einhergehenden Problemfelder werden ebenfalls theoretisch aufgearbeitet. Zu erwähnen ist hierbei, dass neben sozialwissenschaftlicher Literatur vorwiegend Erkenntnisse aus der Psychologie und Psychoanalyse in die Arbeit einfließen. Im Folgenden richtet sich das Hauptaugenmerk auf die Wertvorstellungen innerhalb der Familie, welche die junge Frau in ihrem Weiblichkeitsbild beeinflussen. Auch die Kommunikation innerhalb des Familiensystems wird hierbei in den Blick genommen. Es geht hier um die Themen Aufklärungsarbeit, die Auswirkungen der elterlichen Beziehung auf die Pubertierende, die Körpernormen und Schönheitsvorstellungen sowie um den Umgang mit neuen Medien und Pornografie innerhalb der Familie. Im empirischen Teil geht es anschließend um die Zielsetzung und Forschungsfrage, die Stichprobe und die Erhebung. Weiters wird die Kategorisierung der Fragen der leitfadengestützten Interviews sowie die Auswertungsmethode vorgestellt. Darauf folgend werden die Ergebnisse der Interviews dargestellt und interpretiert. Ein Resümee und eine Zusammenfassung werden die wichtigsten Punkte rund um die Forschungsfragen beinhalten, um anschließend in einem Ausblick auf mögliche Perspektiven und neue Denkanstöße eingehen zu können.

THEORETISCHER TEIL

2. Begriffsdefinitionen

In diesem Kapitel wird auf die Begrifflichkeiten „Weiblichkeit und Körperlichkeit sowie Sexualität“ näher eingegangen. Die Erläuterungen bzw. Wortdefinitionen sollen dazu dienen, einen Einblick zu erhalten bzw. ein einheitliches Verständnis über die Thematiken zu erlangen. Damit wird eine Basis geschaffen, um auch im Folgenden in dieser Arbeit darauf Bezug nehmen zu können.

2.1 Weiblichkeit und Körperlichkeit

Die Rolle der Frau ist heutzutage mit verschiedenen möglichen Botschaften verknüpft. Nach Ansicht von Stolle soll sie schön aber nicht zu auffällig, sexuell attraktiv, aber nicht zu aufdringlich sein. Am besten wäre es, sie wäre „nett“, aber doch emanzipiert. So manche Frau will dem Umfeld auf vielerlei Ebene „gefallen“ (vgl. Stolle 2004, S. 138). Stolle meint zudem, dass das weibliche Geschlecht oft sehr viel Zeit damit verbringt, die eigenen Vorzüge herauszuheben. So mancher Frau sei es wichtig zu wissen, wie man sich „schön“ machen kann. Dabei reicht dieses Wissen vom Styling der Haare, der Verwendung von Schminkprodukten bis zur optimalen Pflege der Haut. Attraktiv zu sein bedeutet für eine Frau auch vom männlichen Geschlecht wahrgenommen zu werden, so Stolle. Aus psychologischer Sicht erfahren Frauen ihre Weiblichkeit, ihr Verlangen oft durch eine Abweichung, indem sie die Lust des Mannes wecken. Die eigene Lebendigkeit und das eigene Lustempfinden kann hier in den Hintergrund rücken. Die Gesellschaft scheint sich einig zu sein, was eine „richtige“ Frau bzw. auch einen „richtigen“ Mann ausmacht (vgl. ebd. 2004, S. 29).

“Im 21. Jahrhundert wird der Körper dem Kapital preisgegeben, nachdem sein Inneres nach Außen gestülpt, ihm symbolisch und faktisch die Haut abgezogen wurde und er zu einer ungeschützten Sache geraten ist” (Trallori 2015, S. 7).

Es gibt jedoch auch Mädchen, welche einen anderen Weg einschlagen und sich von diesem vorgelegten Frauenbild distanzieren wollen. Hier erfolgt eine Neuorientierung, die es ermöglicht den eigenen Körper, die eigene Psyche, sowie die eigene Identität und Sexualität neu zu definieren (vgl. Stolle 2004, S. 29). Fraglich ist hierbei, was in unserer Gesellschaft als attraktiv

gilt. Was bedeutet es heutzutage eine Frau zu sein und warum koppeln wir unweigerlich den Schönheitsbegriff mit dem Sinnbild der Frau?

Sogenannte 'Gendercodes' werden in unserer Gesellschaft immer wieder reproduziert. Diese Wertvorstellungen über das Frau-Sein und die Körperlichkeit der Frau verfestigen sich im Laufe der Zeit und werden von der Allgemeinheit nicht mehr hinterfragt. Durch Interaktionen untereinander, aber auch mediale Einflüsse bleiben diese Bilder in den Köpfen der Menschen. Das Kopieren dieser Codes im Alltag macht sie zur Normalität (vgl. Wuttig 2013, S. 65).

'Weiblichkeit' ist in diesem Sinne ein gesellschaftliches Konstrukt, das dem Individuum Möglichkeiten, aber auch Einschränkungen vorweist (vgl. Fuchs 2009, S. 19).

Das Weiblichkeitsbild befindet sich somit im stetigen Wandel und ist in einem bestimmten Maße auch kulturabhängig (vgl. Alge 2011, S. 8). Es gibt durch die Gesellschaft kreierte Auffassungen und Wertvorstellungen, die das Individuum dazu veranlassen, Geschlechtlichkeit und Körperlichkeit zu kategorisieren (vgl. Hammer/Vater 2011, S. 27). Auch durch den Wandel der Zeit hat sich das Bild vom weiblichen als auch männlichen Geschlecht verändert (vgl. ebd. 2011, S. 219). Die Theorie des "doing gender" basiert auf den Annahmen von West und Zimmerman, die bereits schon in den 1980er Jahren davon ausgingen, dass das Geschlecht ein gesellschaftliches Konstrukt ist. Die Rollen von Jungen/Männer als auch Mädchen/Frauen sind nach dieser These weder etwas natürlich Gegebenes noch durch die Biologie begründbar. Die Geschlechtlichkeit wird somit von der Gesellschaft konstruiert. Die typischen Rollenbilder von Mann und Frau sind auch noch heute im Mainstream stark verwurzelt (vgl. Throm 2015, S. 21f).

Eine große Herausforderung stellen diese Vorgaben für junge Menschen dar, die sich auf der Suche nach ihrem Ich befinden und deren Körperlichkeit sich im Wandel befindet. Es ist für Pubertierende kaum möglich sich dem medialen Einfluss zu entziehen und damit der Inszenierung dieses „optimalen“ Frauenbildes zu entkommen. Das vorgefertigte Frauenbild der letzten Jahrzehnte passt nicht mehr zwangsläufig auf das Sinnbild der modernen Frau. Viel mehr sind Frauen heutzutage dazu aufgefordert ihre Lebensgestaltung und ihr Selbstbild neu zu eruieren. Dabei tun sich auch neue Richtungen auf, indem beispielsweise körperliche Makel sowie rundere Frauenkörper stärker propagiert werden. Dabei geht es nur vordergründig um die Ablichtungen fülliger Körper. Die eigentliche Botschaft, die viele Frauen bestärkt, ist es nicht perfekt

sein zu müssen bzw. gerade wegen der Individualität besonders schön bzw. Frau zu sein (vgl. Alge 2011, S. 222f).

2.2 Sexualität

Es gibt verschiedene Sichtweisen über Sexualität und ebenso vielfältige Möglichkeiten diese zu definieren. Es stellt somit kein geradliniges Unterfangen dar sich der Begrifflichkeit anzunähern, da hierbei vor allem der individuelle Zugang ausschlaggebend ist. Mit diesem Bewusstsein wird in diesem Kapitel dennoch versucht eine Annäherung an den Begriff vorzunehmen. Es kommen somit einige Fragen auf, die wiederum Stück für Stück aufzeigen, welche bedeutenden Zusammenhänge sich hinter diesem Wortlaut verbergen. Was ist 'Sexualität'? In welchem Ausmaß spielt dabei das subjektive Erleben eine Rolle? Woher stammt diese Triebkraft und inwiefern kommen hierbei gesellschaftlich normierte Ansichten zum Tragen (vgl. Rendtorff 2003, S. 211f)?

„Sexualität ist das, was wir aus ihr machen. Eine teure oder billige Ware, Mittel der Fortpflanzung, Abwehr der Einsamkeit, eine Kommunikationsform, eine Waffe der Aggression (Herrschaft, Macht, Strafe, Unterwerfung), ein Sport, Liebe, Kunst, Schönheit, ein idealer Zustand, das Böse, das Gute, Luxus, Entspannung, Belohnung, Flucht, ein Grund der Selbstachtung, ein Ausdruck der Zuneigung, eine Art Rebellion, eine Quelle der Freiheit, Pflicht, Vergnügen, Vereinigung mit dem All, mystische Ekstase, indirekter Todeswunsch der Todesleben, ein Weg zum Frieden, eine juristische Streitsache, eine Art, menschliches Neuland zu erkunden, eine Technik, eine biologische Funktion, Ausdruck psychischer Krankheit oder Gesundheit oder einfach eine sinnliche Erfahrung“ (Avodah, Offit 1979 zit. nach Blattmann 2010, S. 15).

Diese Zeilen verfasste die amerikanische Psychoanalytikerin Avodah Offit. Sie ist zudem Direktorin eines Sexualtherapeutischen Zentrums in New York. In ihrem Buch „Das sexuelle Ich“ (1979) hebt die Autorin hervor, dass die Sexualität eng mit der Persönlichkeit des Individuums, also mit dem Charakter der jeweiligen Person in Zusammenhang steht (vgl. Kerscher 2006, S. 1f). Sexualität ist in diesem Sinne einzigartig und somit eine individuelle Möglichkeit sich auszudrücken. Sie ist das, was das Individuum aus ihr hervorbringt. Unser ganzes Leben lang begleitet sie uns. Sexuelle Energie erstreckt sich über unsere Lebenszeit als stetiger Entwicklungsgang. Für den Menschen ist Sexualität ein lebensnotwendiges Bedürfnis (vgl. Blattmann 2010, S. 15). Infolge dieses Bewusstseins liegt die Grundannahme nahe, dass sich in jedem

Individuum auch ein paar seltsame Charakterzüge verankert haben, welche sich wiederum in der Sexualität spiegeln. Man kann somit sagen, dass ein Zusammenhang zwischen den geistigen Charakterzügen eines Menschen und dessen sexuellem Leben besteht (vgl. Kerscher 2006, S. 1).

John Bancroft, Arzt und ehemaliger Direktor bzw. klinischer Professor für Psychiatrie des Kinsey-Instituts (an der medizinischen Fakultät in Indiana) war tätig in den Forschungsbereichen Geschlecht und Fortpflanzung. Er untermauert Folgendes:

„Sexualität ist ein vielschichtiger, zahlreiche Aspekte umfassender Verhaltens- und Erlebensbereich, der durch eine enge Verknüpfung von körperlichen und psychischen Prozessen gekennzeichnet ist“ (Bancroft 1986 zit. nach Strauß et al. 2010, S. 13).

„Beim Menschen hat die Sexualität neben ihrer biologischen Funktion (Fortpflanzung) eine große Bedeutung für die Selbstbestätigung (narzisstischer Aspekt der Sexualität) und eine zentrale interpersonale Funktion (Sexualität als Mittel der Be-zogenheit und Beziehungsgestaltung)“ (Bancroft 1986 zit. nach Strauß et al. 2010, S. 13).

Im Ausleben der Sexualität zeigt sich nach Meinung von Bancroft der Charakter des Menschen sehr deutlich. Ist die Person eher kleinlich, sensibel, fordernd, offensiv, ängstlich, selbstbewusst, launenhaft, passiv oder wissbegierig etc. Erregung, Lust und sexuelles Erleben sind etwas sehr Subjektives. Beeinflusst wird diese Wahrnehmung durch biologische, psychologische und soziokulturelle Wirkfaktoren (vgl. Strauß et al. 2010, S. 13).

Somit verfügen wir alle über bestimmte Abwehrstrategien, Bindungsmuster sowie eine gewisse Einstellung zu Zweisamkeit. Unsere Einstellungen und Prägungen zu Sexualität offenbaren sich durch die Art, wie wir Sexualität leben, sehr deutlich (vgl. Kerscher 2006, S. 2). Einen wichtigen Faktor in diesem Gefüge stellt das Elternhaus der Adolescentinnen/Adoleszenten dar. Dort sind die Jugendlichen aufgewachsen und haben erlebt, wie die eigenen Eltern als Liebespaar miteinander umgegangen sind. Die Eltern der Jugendlichen verkörpern somit eine Vorbildrolle. Auch wenn in der Familie über Sexualität kein verbaler Austausch stattfand, so wurden die Heranwachsenden auch in dieser Hinsicht geprägt (vgl. Starke/Kurt 2010, S. 79).

Prof. Dr. Bernhard M. Strauß ist Professor für Medizinische Psychologie und Psychotherapie und Direktor des Instituts für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie am Universitätsklinikum der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Dipl. Psych. Helmut Kirchmann und Dipl. Psych. Andrea Thomas sind ebenfalls an diesem Institut wissenschaftlich tätig. Dipl. Psych. Barbara Schwark war lange wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut in Jena und ist nun freiberufliche Psychologische Psychotherapeutin. Sie betonen in ihrem Werk ‚Bindung, Sexualität und Persönlichkeitsentwicklung‘, dass neben biologischen und soziokulturellen Determinanten Sexualität auch von der eigenen persönlichen Lerngeschichte beeinflusst wird. Dabei sind sowohl intrapsychische als auch interpersonale Prozesse gemeint. Zudem untermauern sie, dass besonders die Beziehung zu wichtigen Personen, welche nicht gezwungenermaßen (potentielle) Sexualpartner sein müssen, eine wichtige Rolle spielen (vgl. Strauß et al. 2010, S. 17f).

Um diese Auffassung von Sexualität besser zu verdeutlichen, folgen im nächsten Abschnitt zwei frei gewählte Beispiele aus psychoanalytischer Perspektive, welche verdeutlichen sollen, inwiefern die jeweilige Persönlichkeitsstruktur deren Sexual- und Beziehungsleben beeinflussen kann. In diesem Sinne werfen wir einen Blick auf eine histrionische sowie zwanghafte Persönlichkeit.

Histrionische Persönlichkeit

In der Sexualität zeigen sich histrionische Charakterzüge wie folgt: Charakteristisch für diesen Persönlichkeitstyp ist ein gewisser Drang Aufmerksamkeit zu erlangen. Diese etwas affektierte Triebkraft wird durch starke Gefühlsbekundungen untermauert. Zu dem tatsächlichen Geschehen wirkt die Ausdrucksweise etwas überspitzt. Die histrionischen Charakterzüge werden gewöhnlich eher Frauen als Männern zugeordnet. Hier läuft man Gefahr Frauen in einem gering-schätzigen Sinne als „hysterisch“ zu bezeichnen. Wichtig ist es diese Charakterzüge sachlich und neutral zu benennen, um einer Abwertung entgegenzusteuern. Hingegen sind in unserer Gesellschaft Männer eher weniger in diese Richtung sozialisiert. Ein Mann wurde meist dahin erzogen keine dramatischen Züge zeigen zu dürfen. Männer mit histrionischen Zügen wirken meist unterhaltsam und sie besitzen nicht selten ein heiteres Gemüt. Zudem wird viel gelacht und sie schmeicheln ihrem Gegenüber gerne. Über Unzufriedenheit in ihrem Liebesleben wird im überspitzten Maße lamentiert (vgl. Kerscher 2006, S. 3f).

Sie stellen ihr Sexualleben gerne in einem besonderen Licht dar, beschreiben es als ereignisreich und setzen ihre Sexualität in Szene, indem sie sich und ihr Gegenüber in eine bestimmte Rolle versetzen oder über ihr Sexualleben lügen. Dabei werden die jeweiligen Rollen auch getauscht und oft findet dieses Liebesverhältnis ein schnelles und lebhaftes Ende. Hinter diesen selbst auferlegten Rollen verbirgt sich ein gestörtes Verhältnis zu ihrem Sexualleben. Personen, die zur Hysterie neigen, haben Angst vor dem Ausleben ihres Liebeslebens. Im Vordergrund steht somit eher der Schein, als das Tatsächliche. Somit ist diese Tendenz auch nicht immer einfach zu erkennen. Bei Männern zeigt sich der histrionische Charakter, indem sie über ihre Eroberungen prahlen und ihr Sexualleben in Szene setzen. Dabei wird dieses Verhalten von der Gesellschaft nicht unbedingt als histrionisch bewertet, vielmehr bekommt der Mann mit dieser Charaktertendenz Bestätigung über seine Eroberungen von außen (vgl. ebd. 2006, S. 4).

Zwanghafte Persönlichkeit

Personen mit der Tendenz zur zwanghaften Charakterstruktur verfolgen auf perfektionistische Art und Weise ihre Ziele. Dabei sind sie in ihrem Tun sehr starr und penibel. Dieses Streben ist nämlich gekennzeichnet durch Inflexibilität, Kleinlichkeit, Druck und Untersagung. Zwanghafte Personen sind in diesem Sinne hart im Umgang mit sich selbst, indem sie sich durch ihre Impulse auch einer gewissen Freiheit und Leichtigkeit berauben. Der zwanghafte Persönlichkeitstypus kann durch seinen Ehrgeiz durchaus so manches Ziel erreichen, doch beraubt er sich dadurch auch seiner Flexibilität und Unbeschwertheit. Diese etwas versteift wirkende Persönlichkeitsstruktur äußert sich auch in zwischenmenschlichen Belangen. Dabei neigen zwanghafte Menschen auch in diesem Kontext zu „vernünftigen“ Denken. Sie können sich ihrem Liebesleben nämlich völlig entsagen oder sie beziehen jegliches Verhalten auf Sexualität und durchdenken dabei jeden Schritt. Hier kann sexuelles Erleben schnell zu einem messbaren Pflichtinstrument werden, bei dem jeder Regung eine Wichtigkeit beigemessen wird. Der Fokus wird hierbei besonders auf die Erektionsfähigkeit des Mannes gelegt. Die bereits erwähnte amerikanische Psychoanalytikerin Offit meint, dass dieser überwachende Blick zur Folge hat, dass diese Erregung erst recht nicht eintritt. Eine Faustregel von Offit lautet hierbei: „Je mehr Druck auf der eigenen Sexualität lastet, desto weniger wahrscheinlich ist es, dass eine sexuelle Erregung stattfindet.“ Hinter diesem Perfektionsstreben liegt eine verborgene Angst vor dem Versagen. Der Fokus bzw. das eigentliche Problem wird somit verlagert. Beim Sexualakt selbst sind diese Persönlichkeitstypen oftmals nicht präsent. Die Gedanken der Person mit

zwanghaften Zügen weichen dabei oft auf Alltagspflichten, Pläne oder auf andere meist selbst auferlegte Reglementierungen ab. Die Sexualität kann hierbei schon einmal in „Vergessenheit“ geraten (vgl. ebd. 2015, S. 63).

Anhand dieser Beispiele kann man gut erkennen, dass sich Sexualität sehr unterschiedlich entwickeln bzw. herausformen kann. Durch die jeweilige Sozialisation und Persönlichkeitsstruktur des Individuums bilden sich hier sehr individuelle Wege heraus (vgl. Rendtorff 2003, S. 30ff). Es ist von großer Bedeutung mit einzubeziehen, dass das jeweilige Umfeld, in welcher eine Person aufwächst und lebt, einen maßgeblichen Einflussfaktor für deren Einstellung zu Sexualität darstellt. Neben den Eltern hat auch die jeweilige Gesellschaft bzw. Kultur eine übergeordnete Rolle. Auch die Eltern wurden in eine gewisse Richtung sozialisiert und sind in bestimmten politischen, wirtschaftlichen bzw. sozialen Strukturen verankert. Deshalb ist es wichtig, bei der näheren Betrachtung der Familie und deren Einfluss auf das Individuum, auch einen gesellschaftskritischen Blick zu wahren und die jeweiligen Lebensverhältnisse zu berücksichtigen (vgl. Riemann 2013, S. 232f).

Es fließen somit einige Faktoren mit ein, welche die jeweilige Sexualität eines Menschen herausformen. Die Sexual- und Theaterpädagogin Sonja Blattmann hat dies wie folgt formuliert:

“Sexualität (Geschlechtlichkeit) bezieht sich auf eine Kerndimension des Menschseins, die biologisches Geschlecht (Sex), Geschlechterrolle (Gender Role) und Geschlechtsidentität (Gender Identity), sexuelle Orientierung, Erotik, emotionale Bindung/Liebe und Fortpflanzung einschließt. Sie wird erfahren und drückt sich aus in Gedanken, Fantasien, Wünschen, Überzeugungen, Rollen, Beziehungen. Die Sexualität entsteht in Zusammenspiel biologischer, psychologischer, sozioökonomischer, kultureller, ethischer und religiöser bzw. spiritueller Faktoren. Während die Sexualität alle diese Aspekte beinhalten kann, brauchen nicht alle ihre Dimensionen immer erfahren oder ausgedrückt zu werden. Zusammengefasst, wird unsere Sexualität aber in allem erfahren und ausgedrückt, was wir fühlen, denken und tun” (Blattmann 2010, S. 32).

Es handelt sich hiermit um ein Zusammenspiel aus mehreren Kerndimensionen. In welcher Form die Sexualität gelebt wird, hängt wiederum vom Individuum selbst und den jeweiligen Einflüssen der Umwelt zusammen.

Sexualität ist sowohl auf physischer, als auch auf psychischer Ebene eine tiefgreifende Sinneserfahrung, die ein Mensch erleben kann. Sie ist somit eng mit der körperlichen und seelischen Gesundheit des Individuums verknüpft (vgl. Meier/Perren-Klinger 2002, S. 45f).

Die WHO (World Health Organisation) definiert sexuelle Gesundheit mit dem Fokus auf das Wohlbefinden des Menschen im Allgemeinen. Sexualität ist in diesem Sinne eng verwoben mit der allseitigen Gesundheit des Individuums und steht zudem auch in Wechselbeziehung mit der Lebensqualität des Subjekts. Auf verschiedenen Ebenen ist dies für den Menschen erkennbar. Nicht nur kranke, körperlich geschädigte sowie unter einer Dysfunktion leidende Menschen sind in ihrer Sexualität gehemmt. Auch der physische, emotionale und kognitive Zustand, sowie das soziale Wohlbefinden der Person wirken sich auf deren Sexualität aus. Zudem betont die Weltgesundheitsorganisation, dass die Einstellung des Individuums und dessen Erfahrungswerte ebenso eine große Rolle spielen. Dazu gehören auch Rechte, welche die Menschen in dieser Hinsicht schützen. Zu nennen wären hier beispielsweise Gesetze gegen sexualisierte Gewalt, Unterdrückung oder Bedrängung (vgl. World Health Organisation 2018, o.S.).

3. Entwicklungsaufgaben in der weiblichen Adoleszenz

In diesem Abschnitt wird das Hauptaugenmerk auf die Entwicklungsaufgaben der Pubertierenden gelegt. Eingegangen wird hierbei auf die Identitätsfindung (Geschlechtsidentität) als auch auf die körperliche und sexuelle Entwicklung der Teenager. Vorerst werden die Begriffe ‚Pubertät‘ und ‚Jugend‘ näher erläutert.

3.1 Pubertät und Jugend

Der Begriff „Pubertät“ wird im Lateinischen „pubertas“ genannt und bedeutet Geschlechtsreife, Manneskraft. Der lateinische Begriff „pubes“ ist die Schambehaarung und deutet auf den körperlichen Entwicklungsprozess vom Kind zur erwachsenen Person hin. Das Wort „Adoleszenz“ kommt vom lateinischen „adolescere“, welches Heranreifen, Heranwachsen bedeutet. Hier liegt der Fokus mehr auf dem psychodynamischen, als auf dem körperlichen Entwicklungsprozess (vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2006, S. 193).

Prof. Dr. Herbert Gudjons war seit 1980 Schriftleiter und Mitglied bei der Zeitschrift „Pädagogik“. Zudem ist er ausgebildet in den Richtungen Gestalttherapie, Gruppendynamik und Paartherapie. Er war zudem als Lehrer (Grund, Haupt- und Realschule) und Professor im Fachbereich Allgemeine Erziehungswissenschaft in Hamburg tätig (vgl. Gudjons 2019, o.S).

Gudjons grenzt den Jugendbegriff wie folgt ein:

Es gibt keine einheitlichen Angaben, über welchen Zeitraum sich die Altersspanne „Jugend“ erstreckt. Grob definiert beginnt das Jugendalter vom zehnten bis zum dreizehnten Lebensjahr. Mit dem siebzehnten bzw. achtzehnten Lebensjahr ist die geschlechtliche und körperliche Entwicklung meist vollzogen, doch auf sozial-emotionaler Ebene kann man dies meist noch nicht behaupten. Es spielen somit persönliche sowie externe Einflussfaktoren, wie zum Beispiel der Abschluss der Ausbildung, die Loslösung von den Eltern etc. eine entscheidende Rolle (vgl. ebd. 2008, S. 127)

Ein Konzept der Entwicklungsaufgaben im Jugendalter wurde von Robert James Havighurst erstellt. Er sieht es als Entwicklungsaufgabe, dass die Jugendliche/der Jugendliche lernt die eigene Körperlichkeit zu akzeptieren. Es stellt einen Schritt ins Erwachsenenleben dar, wenn man den eigenen Körper annimmt und ihn bestmöglich behandelt. Laut Havighurst zählt auch die Identifizierung mit der eigenen Geschlechterrolle zu den Entwicklungsaufgaben Jugendlicher. Zudem gehört auf der sozial-emotionalen Ebene das Knüpfen und Aufrechterhalten von Kontakten zum Verlauf der Weiterentwicklung. Soziale Erfahrungen werden hier sowohl mit männlichen als auch weiblichen Mitmenschen gewonnen. Eine weiteren Entwicklungsschritt Jugendlicher stellt die Mündigkeit gegenüber anderen, insbesondere den eigenen Bezugspersonen, dar. Auch die Bewältigung des beruflichen Werdegangs sowie die schulische Ausbildung zählt laut ihm zu den Aufgaben, die das Pubertätsalter mit sich bringt (vgl. ebd. 2008, S. 130).

Neben diesen Herausforderungen stellt sich bei Jugendlichen meist auch der Wunsch ein, das eigene Leben mit einer Partnerin bzw. einem Partner zu teilen. Das Familienleben bekommt somit für die Adolozeszentin/den Adolozeszenten einen neuen Stellenwert. Havighurst bezieht sich hierbei auch auf eine eventuelle Heirat. Jede Bürgerin/jeder Bürger trägt eine gewisse Verantwortung gegenüber seinen Mitbürgerinnen/Mitbürgern. Auch dieser Gesichtspunkt erhält im Jugendalter einen neuen Stellenwert. Pubertierende lernen neue Grenzen zu setzen und entwickeln ein neues Bewusstsein bzw. Verantwortungsgefühl gegenüber ihren Mitmenschen. Laut Robert James Havighurst bildet die pubertierende junge Dame/der pubertierende junge Herr aus den eigenen Prägungen und Erfahrungen heraus ein eigenes Norm-, Wert- bzw. Regelsystem. Dieses Netzwerk an Prägungen und die ethische Haltung des Individuums sind entscheidend für die Zukunft des jungen Menschen. Die Wertvorstellungen der Adolozeszentin/des Adolozeszenten sind maßgeblich ausschlaggebend für die zukünftigen Handlungen des Subjekts (vgl. Rossmann 2012, S. 155).

Diese sozial-emotionalen Entwicklungsaufgaben wurden von der Entwicklungspsychologin Eva Dreher und dem Entwicklungspsychologen Michael Dreher ergänzt. Beide stammen aus Deutschland. Sie fügten noch drei weitere Entwicklungsprozesse hinzu. Die erste Ergänzung stellt die eigene Zukunftsplanung der Pubertierenden dar. Dabei sollten die jungen Menschen eine Perspektive haben, um ihrem Leben eine gewisse Richtung zu geben. Den nächsten sukzessiven Schritt stellt laut Dreher und Dreher die Sexualität dar. Im pubertären Alter werden meist erstmals sexuelle Erfahrungen gemacht. Diese ersten intimen Kontakte erbringen den Jugendlichen ebenfalls sozial-emotionale Kompetenzen. Den letzten Entwicklungsschritt von Dreher und Dreher stellt die Herausbildung einer eigenen Identität dar. Diese Aufgabe ist jedoch keineswegs im Jugendalter abgeschlossen, denn vielmehr erstreckt sich diese über die gesamte Lebenszeit. Dieser Selbstfindungsprozess ist aber besonders in der Jugendzeit von großer Bedeutung, da gerade in der Adolozeszenz einschlägige Erfahrungen gesammelt werden (vgl. ebd. 2012, S. 155).

Auffallend hierbei ist, dass Mädchen und Knaben die körperlichen Entwicklungsprozesse unterschiedlich gewichten. Eine 2015 von der deutschen Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung durchgeführte Replikationsstudie (die ihren Ursprung bereits in den 1980er Jahren hat und weiters in den Jahren 1994, 1996, 1998, 2001, 2005 und 2009 aktualisiert wurde) ergibt, dass Mädchen im Jugend- bzw. jungen Erwachsenenalter mit ihrem Körper unzufriedener sind

als Burschen in dieser Altersklasse. 3.568 Jugendliche (im Alter zwischen 14 und 17 Jahren) wurden im Zuge der 2015 durchgeführten Erhebung befragt. Dies erfolgte teilweise durch persönliche-mündliche Befragungen und zum Teil über selbst auszufüllende Fragebögen. Erstmals wurden aber auch 2.497 junge Erwachsene (18-25 Jahre) in die Erhebung miteinbezogen. Insgesamt wurden also 6.056 Interviews mit jungen Menschen aus Deutschland aber auch mit Migrationshintergrund befragt. Dabei wurde auf eine repräsentative Verteilung der Geschlechter geachtet (vgl. Bode/Heßling 2015, S. 85ff).

72% der befragten männlichen Personen im Alter zwischen 14 und 25 Jahren gaben an sich in ihrem Körper wohl zu fühlen. Lediglich 47% der befragten Frauen konnten dieser Aussage ebenfalls zustimmen. Beiden Geschlechtern ist körperliche Fitness wichtig, wobei die Jungen (74%) darauf etwas mehr Wert legen als die befragten Mädchen (56%). Es zeigt sich, dass besonders weibliche Jugendliche (25%) sich als zu dick empfinden. Dieser Wert erhöht sich sogar im jungen Erwachsenenalter um 5% (also 30% der befragten jungen Frauen). Zu dünn fühlen sich lediglich 4% der weiblichen Befragten. Beim männlichen Geschlecht halten sich diese Werte eher die Waage. 12% der jungen Männer fühlen sich zu dick und 8% halten sich für zu dünn (vgl. ebd. 2015, S. 85ff).

Auch eine 1985 von Dreher und Dreher durchgeführte Fragebogenerhebung von 228 männlichen und 132 weiblichen Jugendlichen im Alter von 14-18 Jahren ergibt, dass den jungen Menschen schon damals die eigene Körperlichkeit durchaus wichtig war. Dabei richteten die jungen Frauen den Fokus vermehrt auf Kleidung, Kosmetika, Mode etc., während die jungen Männer sich eher auf körperliche Fitness (Krafttrainig, Bodybuilding), aber auch auf Kleidung und Frisur fokussierten. Auch weitere Entwicklungsaufgaben neben der Annahme des eigenen Körpers wurden anhand der Bedeutsamkeit für die jungen Menschen selbst erhoben. Bei den männlichen Jugendlichen hatte der Aufbau von intimen/partnerschaftlichen Beziehungen einen höheren Stellenwert als bei den weiblichen Jugendlichen. Keine geschlechtsspezifische Unterscheidung gab es hinsichtlich des eigenen Selbstbildes. Sowohl für junge Frauen als auch Männer war es wichtig sich über die eigenen Wunschvorstellungen im Klaren zu sein. Es zeigte sich zudem, dass beide Geschlechter der beruflichen Entwicklung mehr Bedeutsamkeit als der Familienplanung gaben. Sowohl die männlichen als auch weiblichen TeilnehmerInnen sprachen der Entwicklung von Zukunftsperspektiven und der Ablösung vom Elternhaus einen hohen Stellenwert zu. Spannend ist zudem, dass den Jungen die Erfüllung der gesellschaftlichen

Rollenerwartung (als Mann) deutlich wichtiger als den Mädchen (als Frau) war (vgl. Dreher & Dreher 1985, S. 39ff).

Man kann an dem Konzept von Havighurst, sowie der Weiterführung von Dreher und Dreher kritisch bemängeln, dass diese durchaus wertgebunden sind. Bei dieser strikten Auflistung von Entwicklungsvorgängen scheint Individualität wenig Raum zu bekommen. Ein Beispiel hierfür wäre die Heirat. Nicht jedes Individuum strebt eine künftige Vermählung an. Ebenso zwiespältig kann man es sehen, dass es laut den Autoren nur eine Identifikation mit dem weiblichen oder männlichen Geschlecht gibt. Die Themen Geschlechtsidentität sowie auch die sexuelle Orientierung werden in diesem Konzept gar nicht aufgegriffen. Zudem ist die Wertung der Entwicklungsaufgaben durch Befragungen von Studierenden nicht unbedingt allgemeingültig, da die Maßstäbe der Adolescentinnen/Adoleszenten kontextgebunden sind. Da die Erhebungen von Dreher und Dreher nicht anonym (in Realschulen und Vorlesungen/Seminaren an Universitäten) durchgeführt wurde, besteht die Gefahr einer Verfälschung. Gerade bei kritischen Lebensfragen möchte niemand in eine Situation der Verlegenheit kommen (vgl. Dreher 1994, S. 124ff).

Zudem hat Gudrun Quenzel die Entwicklung Jugendlicher aus gesundheitswissenschaftlicher Perspektive durchleuchtet. Sie geht davon aus, dass die psychische, physische und soziale Entwicklung eng mit der Gesundheit eines Individuums verknüpft sind. Besonders in der Adoleszenz stehen die jungen Menschen vor Entwicklungsaufgaben, die in Wechselwirkung mit ihrer Gesundheit stehen. Quenzel führt in ihrem 2015 erschienenen Buch ‚Entwicklungsaufgaben und Gesundheit im Jugendalter‘ Entwicklungsschritte Jugendlicher aus einer zeitgemäßen Perspektive an.

Quenzel erachtet die **Akzeptanz der eigenen Körperlichkeit** als eine Herausforderung im Jugendalter an. Sie bezieht sich dabei auf die körperlichen Veränderungen, die in der Pubertät eintreten. Als weiterer wichtiger Punkt führt sie die sozialen Beziehungen der Jugendlichen an. In der Pubertät lösen sich die jungen Menschen auf sozialer und emotionaler Ebene von ihren Eltern und **bauen sich ein eigenes soziales Netzwerk auf**, das ihren Bedürfnissen entspricht. Beim sogenannten ‚**Qualifizieren**‘ geht es darum, dass Pubertierende sich sowohl im schulischen als auch im beruflichen Kontext behaupten müssen.

Nach Quenzel ist die **Regeneration** eine weitere Aufgabe Jugendlicher, die eng mit dem gesundheitlichen Wohlbefinden der jungen Menschen einhergeht. Dabei erwähnt sie die

Freizeitgestaltung der jungen Leute und den Umgang mit neuen Medien. Diese Hilfsmittel zur Entspannung können auch ‚kippen‘ indem sie zu einem Kompensationsverhalten führen, die weniger positive Effekte auf die Gesundheit (wie z.B. das Rauchen) haben, so Quenzel. Auch die Partizipation sieht sie als eine Anforderung des Erwachsenwerdens an. Dabei geht es um das Vertreten von eigenen Interessen und Bedürfnissen im öffentlichen Raum. Spezifisch erwähnt sie hier das Mitwirken bei politischen Fragen sowie die Auseinandersetzung bei moralischen Aspekten, welche sich auf die Lebensqualität der Pubertierenden auswirken (vgl. Luber 2015, o.S.).

3.2 Die Identitätsfindung weiblicher Jugendlicher

Im Folgenden wird die Identitätsfindung von Jugendlichen näher beleuchtet. Dabei wird vorerst der Begriff ‚Identität‘ erläutert um anschließend auf den Prozess der Identitätsbildung vom Kind zum Erwachsenen näher eingehen zu können.

3.2.1 Der Begriff „Identität“

*„Es gibt wenig so häufig benutzte psychologische Begriffe, die so unscharf sind, wie die der Identität. Ich-Identität kann als eine Fähigkeit beschrieben werden, die eigene innere Einheit und Kontinuität als vertrauensvolle Gewissheit zu spüren“
(Stolle 2001, S. 38).*

Die Suche der eigenen Identität ist im Jugendalter außerordentlich präsent. Besonders während des Prozesses der Reife und Ablösung erschließen sich hierbei neue Wege (vgl. Rossmann 2012, S. 156). Der Begriff „Identität“ speist sich aus der Individualität des Individuums und den damit einhergehenden Impressionen seitens seines Umfelds. Die Identität der jeweiligen Person setzt sich somit nicht nur aus dem Selbstbild, sondern auch aus den Perspektiven anderer zusammen (vgl. Grob/Jaschinski 2003, S. 41). Diese Ebenen sollten kongruent sein, um das Ich herauskristallisieren zu können. Zudem sollte die jeweilige persönliche Wahrnehmung des Selbst beständig sein, denn nur so kann es zu den Persönlichkeitszügen des Individuums gezählt werden. Die Identitätsbildung erfolgt durch die erfolgreiche Vernetzung verschiedener Facetten des Selbst. Auch negative Aspekte sollten hierbei bewusst wahrgenommen werden. Ein weiterer Schritt wäre es die negativen Seiten des Selbst zu akzeptieren. Dieser Lernprozess erstreckt sich über die ganze Lebensspanne, ist jedoch gerade in der Phase der Adoleszenz ein großes Thema (vgl. Rossmann 2012, S. 156).

Es gibt einen grundlegenden Unterschied zwischen den Begriffen Identität und dem Selbst. Die Identität beinhaltet Fragen wie: „Wer bin ich? Was macht mich aus?“ Sie spiegelt die Eigenschaften und Handlungsmuster des Individuums. Reflektierend und beschreibend nähert sie sich der jeweiligen Person an. Das Selbst hingegen beschäftigt sich mit dem Selbstkonzept und bewertet schlussendlich das Ich. Ausschlaggebende Größen sind hierbei der Selbstwert und das Selbstvertrauen. Die zentralen Fragen lauten somit: „Wie sieht sich die eigene Person?“ und „Steht sie zu ihrem Selbst?“ (vgl. Grob/Jaschinski 2003, S. 42).

Mit dem Eintritt in das Jugendalter treten auch Veränderungen auf mentaler Ebene ein. Die Teenager werden in vielerlei Hinsicht gefordert. Die jungen Persönlichkeiten sollten sich auf das Erwachsenenleben vorbereiten und treffen hierbei nicht selten auf schwierige Hürden. Doch gerade auch diese Problemfelder und Herausforderungen formen den Menschen auf eine einzigartige Weise. Mit so manchen Prägungen durch ihre Eltern und bisherigen Lebenserfahrungen gehen die jungen Leute oft nicht mehr konform und beginnen das Steuer in eine neue Richtung zu lenken. Für diese Entwicklungsschritte braucht es oft Mut, da nicht selten ein äußerer Druck auf den Schultern der Heranwachsenden lastet. Sie stehen vor dem Eintritt in das Erwachsenenalter und entdecken ihre Sexualität neu. Hinzu kommt, dass sie eine schwerwiegende Entscheidung, nämlich die der Aus- oder Berufsbildung treffen müssen (vgl. Rossmann 2012, S. 157).

In diesem Alter werden oft auch einschlägige Entscheidungen bezüglich der Zukunft getroffen. Die Jugendlichen setzen sich mit politischen, ethischen sowie religiösen Themen auseinander, um sich eine eigene Meinung zu bilden. Diese Entwicklungsstufe der Identitätsfindung stellt nach Erik H. Eriksons Modell der psychosozialen Entwicklung die fünfte Stufe dar (vgl. Grob/Jaschinski 2003, S. 43). Nach dem Entwicklungsmodell von Erikson gibt es unterschiedliche Lebensphasen mit jeweiligen Entwicklungsaufgaben. Wenn diese Entwicklungsaufgaben erfolgreich bewältigt wurden, ist eine günstige Voraussetzung für den Aufstieg in die nächsthöhere Entwicklungsstufe gegeben.

Erik Eriksons Modell der psychosozialen Entwicklung

Beginnend bei der ersten Stufe nach Erik Eriksons Modell der psychosozialen Entwicklung bildet ein Kleinkind im Alter von einem Jahr ein grundlegendes Urvertrauen heraus. Dieses Vertrauen entwickelt sich in der oralen Phase und stellt gerade in der Lebensphase der Adoleszenz eine unabdingbare Basis dar. Kann dieses Urvertrauen nicht herausgebildet werden, so bildet das Kind ein verstärktes Misstrauen heraus.

Nach der oralen Phase kommt in Eriksons Entwicklungsmodell die anale Phase. Im Alter von zwei bis drei Jahren liegt der Fokus auf die Reinlichkeit der Kinder. Die Sauberkeitserziehung formt die Kinder später zu autonomen Menschen. Der weniger positive Ausgang dieser Entwicklung wäre die Herausbildung eines belastenden Schuldbewusstseins.

Des Weiteren kommt das mittlerweile vier bis fünf Jahre alte Kind in die Stufe der sogenannten phallischen Phase. Das Stufenmodell von Erikson besagt, dass sich das Kind nun mit der ödipalen Konstellation auseinandersetzt. Im positiven Sinne bildet das Kind nun das Gefühl der Tatkraft und Entschlossenheit heraus. Der weniger konstruktive Entwicklungsverlauf wäre hier ein zu großes Verantwortungsgefühl, welches sich in Form von Gewissensbissen äußert.

Die folgende Phase ist die Latenzzeit, welche sich im Alter von sechs bis zwölf Jahren abspielt. Hier geht es hauptsächlich um die schulischen Herausforderungen, welche ein Gefühl des Erfolges, des Fleißes und der Selbstkompetenz mit sich bringen können. Der weniger gute Ausgang dieser Entwicklungsperiode wäre die Herausbildung eines geringen Selbstbewusstseins. Das Kind fühlt sich durch nicht bewältigte Anforderungen untergeordnet und bildet ein Grundgefühl der Minderwertigkeit heraus. Nach diesem Entwicklungsverlauf können wir wieder an die Jugendzeit anknüpfen, denn nach der erfolgreichen Bewältigung dieser Lebensabschnitte ist die Basis für die weiteren Entwicklungsschritte in der Adoleszenz gelegt. Die Herausforderungen des Jugendalters können durch die bisherigen guten Lebenserfahrungen mit einer größeren Leichtigkeit bewältigt werden (vgl. Rossmann 2012, S. 156f).

Wenn jedoch die vorhergehenden Entwicklungsschritte mit Schwierigkeiten verbunden waren, herrscht die Gefahr einer Identitätsstörung. Das Selbstbild ist in diesem Fall durch Unsicherheiten geprägt und kann Entwicklungsverzögerungen mit sich bringen. Dies kann sich auf unterschiedliche Art und Weise äußern. Die betroffenen Jugendlichen können Schwierigkeiten bei der Berufs- bzw. Ausbildungswahl haben. Auch die Intimitätsentwicklung kann zu einem

problematischen Verlauf werden. Insgesamt fühlen sich die Betroffenen meist verwirrt und unsicher. Sie sind hin- und hergerissen und versuchen Halt zu gewinnen. Nicht selten passiert dies in Form eines Rückzuges in eine surreale Welt. Ein weiterer Versuch Halt zu finden ist das Folgen von radikalen Denkweisen. Die Teenager sind somit eher gefährdet in suspekten religiösen Gruppierungen zu geraten. Durch die grundlegende Verunsicherung greifen die jungen Leute auch leichter zu Alkohol und anderen toxischen Substanzen. Es kommt somit zu einem verstärkten Interesse an ungewöhnlichen Vorlieben (vgl. ebd. 2012, S. 157f).

Die Herausbildung der Identität kann sehr unterschiedlich verlaufen. Nicht selten wird diese auch durch einschneidende Ereignisse geprägt. Einschneidende Faktoren, welche für die Entwicklung der Persönlichkeit im Jugendalter von Bedeutung sind, wären:

- Ereignisse, die für die entsprechende Altersgruppe als normativ gelten (z.B. den Führerschein erwerben, die Schule absolvieren etc.)
- Gesellschaftliche Ereignisse, die das Leben der Teenager prägen (z.B. Politik, Krisen, Bewegungen, Krieg)
- Einschneidende Ereignisse, Krisen (z.B. Tod einer nahestehenden Person, ernsthafte Erkrankung, Kündigung, Trennung)
- Neuer Abschnitt innerhalb der Familie (z.B. Vermählung, die ersten Nachkommen etc.)
- Neue Sozialkontakte, Änderung des Umfeldes, neue Kultur (z.B. Umzug, Urlaub, Aufenthalt im Ausland)
- Das nähere Umfeld (der direkte Einfluss durch die Personen aus der unmittelbaren Umgebung)
- Intrinsische Entscheidungen (Entwicklungsvorgänge, die aus der Person selbst entstehen, bewusstes Wahrnehmen, Auseinandersetzung mit dem eigenen Befinden und daraus Konsequenzen ziehen) (vgl. Grob/Jaschinski 2003, S. 46)

James E. Marcia (1980) beschäftigte sich ebenso mit der Identitätsfindung von Teenagern. Er gab Jugendlichen bestimmte Fragen vor, die in drei Bereiche unterteilt werden können (vgl. ebd. 2003, S. 44).

(1) „Verpflichtungen

(2) Erkundung (Exploration) und

(3) Krise“ (Grob/Jaschinski 2003, S. 44)

Die Jugendlichen bekamen Fragen aus verschiedenen Lebensbereichen wie z.B. Religion, Ausbildung, Staatsführung usw. gestellt. Aus den Antworten entstanden vier Identitätsformen. James E. Marcia nannte diese diffuse, übernommene, kritische und erarbeitete Identität. Den Maßstab für die Kategorisierung dieser Identitätsformen stellen die Dimensionen Verpflichtung und Erkundung (Exploration) dar.

Pubertierende mit einer sogenannten diffusen Identität haben sich mit dem jeweiligen Feld noch nicht oder nur in geringem Maße auseinandergesetzt. Es fehlt ihnen somit an Erfahrung, da sie den jeweiligen Bereich noch nicht hinreichend erkundet haben. Ebenso haben die Teenager noch wenige Verpflichtungen. Damit einher geht, dass die jungen Leute noch wenige Entscheidungen treffen müssen und dadurch in gewissen Bereichen auch noch keine konkrete Haltung gewonnen haben. All dies führt zu einer diffusen Identität. Die Teenager bräuchten hier den Freiraum sich auszuprobieren und neue Bereiche kennenzulernen, denn nur so können sie schlussendlich auch ihre Möglichkeiten austesten, sich aktiv beteiligen, eine gewisse Haltung einnehmen und ihre eigenen Ziele und Wünsche formulieren.

Die übernommene Identität weist hingegen sehr wohl Verpflichtungen auf. Auch hier haben die Jugendlichen wenig Spielraum gewisse Bereiche selbst zu erkunden. Sie gehen jedoch Verpflichtungen ein, welche sie von außen auferlegt bekommen. Eine eigenständige Erforschung des jeweiligen Bereichs hat hier noch nicht stattgefunden.

Die dritte Form stellt die kritische Identität dar. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Formen setzen sich die Jugendlichen mit einer kritischen Identität sehr wohl mit dem jeweiligen Themengebiet auseinander. Für Personen mit einer kritischen Identität ist es sogar charakteristisch, dass sie ihre offenen Fragen durch eine vorhergehende Erkundung beantworten wollen. Sie recherchieren ihre Möglichkeiten und Perspektiven genau, gehen aber schlussendlich keine langfristigen Verpflichtungen ein (vgl. ebd. 2003, S. 45).

Die letzte Form der Identitätsbildung stellt die erarbeitete Identität dar. Hier erkunden die jungen Leute ebenfalls im Vorhinein das jeweilige Feld, übernehmen Verantwortung und recherchieren sorgfältig. Im Unterschied zur kritischen Identität gehen Personen mit einer erarbeiteten Identität die Verpflichtungen schlussendlich auch ein (vgl. Grob/Jaschinski 2003, S. 45). Die

jungen Menschen durchlaufen keineswegs immer alle Stadien oder müssen auch nicht zwangsläufig in einem Bereich für immer verweilen. Es handelt sich um eine sehr individuelle Entwicklung des Individuums, welche durch intrinsische sowie extrinsische Faktoren beeinflusst wird (vgl. ebd. 2003, S. 47f).

3.2.2 Geschlechtsidentität

Die Einbettung in ein Familiensystem ist maßgeblich für die Entwicklung der Geschlechtsidentität der Jugendlichen. Die jeweilige Sozialisation und kulturellen Bedingungen wirken sich auf das Individuum bei seiner Entwicklung der geschlechtlichen Erwachsenenrolle aus. Geschlechterrollen sind Vorstellungen bzw. Normierungen der Gesellschaft, wie das Individuum sich in seiner Position als Mann bzw. Frau verhalten soll (vgl. Gerrig/Zimbardo 2008, S. 404). Die primäre Sozialisationsinstanz, Familie, hat hier einen besonderen Stellenwert, da sie unmittelbar in diesem Enkulturationsprozess eingebunden ist (vgl. Rendtorff 2003, S. 30f).

Die meisten wissenschaftlichen Ansätze beinhalten die Ansicht, dass besonders die ersten Jahre eines Individuums sehr prägend für die Bestimmung dessen Geschlechtsidentität sind. Analytikerinnen und Analytiker fokussieren hierbei die ersten beiden Lebensjahre. Die weiblichen Kinder bilden somit schon sehr früh ein Bewusstsein für sich selbst heraus, indem sie die Gewissheit haben ähnlich wie die Mutter zu sein. Sie bekommen dieses Weiblichkeitsbild somit schon sehr früh vermittelt. Die Sozialisation der Mädchen ist also eng mit dem Mutterbild verbunden und zugleich grenzen sie sich von diesem ab (vgl. Stolle 2001, S. 38).

Einige Forschungen zeigen, dass Kinder schon bei ihrer Geburt von ihren Eltern unterschiedlich behandelt werden. So werden beispielsweise Mädchen von ihren Bezugspersonen eher als süß und zierlich betitelt, während Burschen mit derselben Körperstatur in Gewicht und Größe tendenziell eher als kräftig und stark bezeichnet werden. Nicht nur die Sprache, auch die Kleidung und das Spielzeug der Sprösslinge scheint sich in ihrer Aufmachung zu unterscheiden. Verschiedene Farben stehen hierbei symbolisch für unterschiedliche Geschlechterrollen und die damit implizierten Eigenschaften und Verhaltensweisen. Die Kleinen scheinen dabei selbst davon überzeugt zu sein, dass die Geschlechtsidentität etwas biologisch Vorbestimmtes sei. So fest scheint die jeweilige Sozialisation in den Köpfen der Menschen verankert zu sein. Besonders gleichaltrige Kinder sind in diesem Sinne bedeutend, da auch sie das Kind in seiner Wahrnehmung als Mädchen bzw. Junge mit beeinflussen (Gerrig/Zimbardo 2008, S. 404f).

Aber auch äußere Merkmale sind ausschlaggebend für die jeweilige Zuordnung. Kinder, welche mit einer Vagina geboren wurden, werden automatisch zu Mädchen bzw. Frauen erzogen. Kinder, welche mit einem Penis zur Welt kamen, werden zu Jungen mit den dazugehörigen männlichen Attributen erzogen.

Innerhalb von Familien bzw. Generationen ist sexuelle Vielfalt ein Thema, das auf unterschiedlichste Weise wahrgenommen werden kann. Wichtig ist jedoch zu beachten, dass die Anschauungen vieler Familien durch gesamtgesellschaftliche Einflüsse geprägt sind, die sich im Laufe der Zeit wandeln und die es zu hinterfragen gilt (vgl. Méritt 2012, S. 15). Die in diesen Strukturen aufwachsenden Kinder werden in eine vorgegebene Richtung sozialisiert. Besonders in der Lebensphase der Pubertät ist dieses Thema äußerst präsent. In diesem Alter erleben Menschen ein starkes Bedürfnis nach Autonomie und sie grenzen sich in so mancherlei Hinsicht von ihren Eltern ab. Dabei kann die Geschlechtszugehörigkeit und Sexualität der Pubertierenden/des Pubertierenden in ein neues Licht rücken. Jedes Individuum wird von Beginn an in eine gewisse Richtung sozialisiert. Das Subjekt formt somit seine Geschlechtsidentität über die Lebenszeit heraus. Diesen Prozess der Selbstfindung durchläuft jedes Individuum und es trifft dabei unweigerlich auf verschiedene Möglichkeiten und Hindernisse. Dieser Vorgang kann mit Lust aber auch Mühsal und Frust verbunden sein (vgl. Rendtorff 2003, S. 8f.).

In der frühen Adoleszenz verändert sich das Selbstverständnis der Mädchen. Sie könne in ihrem bisherigen Verhalten gehemmt werden, da sie nicht mehr so uneingeschränkt wie früher interagieren können. Kulturell sowie gesellschaftlich wird von ihnen immer mehr gefordert sich nach dem Sinnbild „Frau“ zu verhalten. Dazu gehört es emotional, passiv, feinfühlig, anpassungsfähig, lieb, nett, sich unterordnend etc. zu sein. Dieses Rollenverständnis wird den Mädchen möglicherweise auch von Seiten der Familie verstärkend auferlegt (vgl. Stolle 2001, S. 39).

Dr. Phil. Sven Lewandowski ist ehemaliger Lehrbeauftragter im Fachbereich Soziologie und Politikwissenschaft an verschiedenen Universitäten in Deutschland. Er ist Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der Zeitschrift für Sexualforschung und ist seit 1.2.2019 Leiter des Forschungsprojekts ‚Die Praxen der Amateurpornographie‘ (3 Jahre Laufzeit, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert) an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld (vgl. Lewandowski 2019a, o.S.). „Das Forschungsprojekt untersucht die medialen wie sexuellen Praktiken von Personen, die amateurpornographische Selbstinszenierungen erstellen, und

zielt darauf ab, der soziologischen Sexualforschung sowohl neues empirisches Material als auch neue Forschungsmethoden zu erschließen“ (Lewandowski 2019b, o.S.).

Lewandowski betont, dass es häufig noch immer eine konkrete Aufgabenverteilung innerhalb des Familiensystems gibt, welche in typisch männliche bzw. weibliche Bereiche unterteilt werden. So fest scheint die Vorstellung von einer heterosexuellen “Normativität” in den Köpfen der Leute verankert zu sein (vgl. Lewandowski 2015, S. 30ff). Der Ansatz der Heteronormativität geht davon aus, dass es nur zwei Geschlechter gibt (männlich und weiblich). Heterosexualität wird hier als Norm angesehen (vgl. Wizorek 2014, S. 314f). Diese Druck erzeugenden Stereotype seitens der Gesellschaft und der Familie können sich negativ auf die Pubertierenden auswirken. Manchmal zeigt sich dies in einem gedrückten Selbstbewusstsein der Adolescentinnen. Teilweise fühlen sich die Pubertierenden dadurch in ihrem Körper nicht mehr so wohl wie früher und flüchten sich in Normen und Regeln, um wieder den entsprechenden Halt zu finden (vgl. Stolle 2001, S. 39).

Um diese verlorengangene Autonomie wieder zurückzuerlangen, ist es nicht immer notwendig, sich von diesen Druck ausübenden Beziehungen zu lösen bzw. trennen. Die Pflege und Neusortierung dieser Sozialkontakte ist hier manchmal zielführender (vgl. ebd. 2001, S. 40).

Die jungen Frauen können durchwegs das Signal erhalten: „Sei stark (und männlich) aber zugleich weich (und weiblich)!“ Es handelt sich für die jungen Frauen in diesem Fall um einen Balanceakt, in welchem sich äußerliche Kräfte mit innerlichen Bestrebungen immer wieder neu aushandeln. Die Suche nach der persönlichen Identität verlangt den Mädchen ab, sich stetig zwischen der fremden Perspektive des Selbst, der eigenen Perspektive des Selbst und der dazu gehörenden Anpassung bzw. Inflexibilität zu bewegen. Dies ist keine leichte Aufgabe. Sie befinden sich in einem Spagat zwischen weiblichen und männlichen Attributen, welche ihnen abverlangt werden (vgl. ebd. 2001, S. 40). Betrachtet man diesen Ansatz von Stolle kritisch, so stellt sich die Frage, ob es denn nicht mehr als nur zwei Geschlechter gibt.

Schon in den 1980er Jahren war sexuelle Vielfalt im Fokus der Geschlechter- und Sexualwissenschaften. Über die Vielfalt der Sexualität, die Etablierung und Öffnung einer bisher verdeckten Breite anerkannter sexueller Lebens- und Erfahrungswelten sind sich die Menschen weitgehend einig. Dennoch ist man sich nach wie vor uneinig, in welchem Ausmaß und in welcher Art diese Bandbreite an Sexualität gelebt wird bzw. gelebt werden kann (vgl. Kopetsch/Lewandowski 2015, S. 7).

Das Geschlecht, die Geschlechtsidentität werden von der Gesellschaft immer wieder neu kreiert. Sie stellt somit ein Konstrukt dar, welches durch die Akteurinnen und Akteure lebendig bleibt. Wie bereits erwähnt, werden in der Regel Mädchen zu Frauen und Burschen zu Männern sozialisiert, doch nicht immer empfinden diese die jeweilige Rollenzuschreibung als passend.

3.3 Körperliche Entwicklung im Jugendalter

In diesem Abschnitt geht es um die physische Entwicklung der weiblichen und männlichen Teenager zur erwachsenen Person.

Die körperliche Entwicklung in Richtung Frau bzw. Mann schreitet durch die in der Pubertät eintretende Geschlechtsreife voran. Innerhalb des Kindes- und Erwachsenenalters tritt ein nochmaliges verstärktes Wachstum ein. Bis zum Zeitpunkt der Pubertät liegen Mädchen und Burschen in Bezug auf ihre Körpergröße ungefähr gleichauf. Bei den Burschen steigt jedoch das Wachstumstempo innerhalb der Pubertät und somit überholen diese häufig die Mädchen (vgl. Rossmann 2012, S. 143). Diese Entwicklung ist beobachtbar, obwohl der Wachstumsschub bei Mädchen ca. zwei Jahre früher als bei den Jungen einsetzt (vgl. Gudjons 2008, S. 129). Die pubertierenden jungen Frauen haben somit ein schwächer eintretendes Wachstum zu verzeichnen und sind dadurch in der Regel kleiner als männliche Gleichaltrige. Insgesamt dauert der Größenzuwachs ca. viereinhalb Jahre. Diese Entwicklungstendenz trifft jedoch keineswegs auf alle Adolescentinnen/Adoleszenten zu. Es handelt sich hier lediglich um Durchschnittswerte, die individuell stark abweichen können. Die Entwicklungsschritte innerhalb der Pubertät sind sehr individuell und können oft etwas verzögert oder verfrüht auftreten. Manchmal stellt sich bei den Jugendlichen dadurch eine Besorgnis ein. Bis zu einem gewissen Grad ist diese Entwicklung auch durch die genetische Veranlagung durch die Eltern vorbestimmt (vgl. Rossmann 2012, S. 143).

Außerdem entwickeln sich verschiedene Körperregionen in einem unterschiedlichen Tempo. Bei Adolescentinnen/Adoleszenten wachsen zuerst die Beine, Füße sowie Arme und Hände. Darauffolgend passt sich der Rumpf diesen Entwicklungsvorgängen an. Der Schädel sowie das Gehirn der jungen Leute hat sich bereits vor der Jugendphase in großem Maße entwickelt. In der Pubertät erfolgt die Entwicklung somit in einem geringeren Maße. Auch die Gesichtszüge werden in diesem Alter markanter und dadurch wirkt die Form des Gesichtes länger. Erst darauf folgend passen sich die restlichen Bereiche des Körpers wie das Skelett und die

Muskelmasse an die vorherigen Entwicklungsschritte an (vgl. ebd. 2012, S. 143f). Bei den Adolescentinnen wird das Becken, bei den männlichen Jugendlichen werden die Schultern breiter. Durch das Wachstum werden besonders bei den Burschen die Stimmbänder länger und auch der Kehlkopf verändert sich. Bei den Mädchen ist diese Entwicklungstendenz weniger ausgeprägt und dadurch ist meist bei den Burschen eine veränderte Stimmlage bemerkbar (vgl. Stolle 2004, S. 23). Der Entwicklungsschub hat auch einen Einfluss auf die Körperbehaarung der Pubertierenden. Das Haarwachstum setzt bei den Mädchen nun auch vermehrt im Genitalbereich, den Beinen sowie Achselhöhlen ein (vgl. Schütz/Kimmich 2001, S. 84). Auch bei den Jungen setzt ein Bartwuchs ein und eine stärkere Körperbehaarung als im Kindesalter, auch im Schambereich, ist zu verzeichnen (vgl. ebd. 2001, S. 133). Zudem kann sich auch die Haut der Pubertierenden in diesem Alter verändern. Eine alterstypische Akne beispielsweise zeigt auf, dass sich Jugendliche in einem Umbruch befinden. Die körperlichen Veränderungen wirken sich nämlich wiederum auf das Empfinden der Teenager aus (vgl. Gudjons 2008, S. 127).

Die Körperkraft der jungen Menschen nimmt in der Pubertät meist zu. Dabei unterscheiden sich die Geschlechter meist im Ausmaß dieser Kraftzunahme voneinander. Der männliche Körper hat oft einen stärkeren Kraftzuwachs als der weibliche. Dabei sind nicht nur biologische Gegebenheiten ausschlaggebend, sondern auch kulturelle und soziale Faktoren fließen dabei mit ein (vgl. Rossmann 2012, S. 144). Es kommt also zu einer Zunahme und Neuverteilung des Fett- bzw. Muskelgewebes (vgl. Gudjons 2008, S. 289).

Jugendliche können durch die Ausbildung der Gliedmaßen sogar Schwierigkeiten bezüglich ihrer Koordination bekommen. Durch das rasche Wachstum kann eine gestörte Wahrnehmung des Körperbildes auftreten und die motorischen Abläufe gehen nicht mehr selbstverständlich von der Hand. Tollpatschigkeit in der Pubertät kann auf eine verstärkte Wachstumsgeschwindigkeit zurückzuführen sein (vgl. Rossmann 2012, S. 144f).

Wachstums- sowie Schilddrüsenhormone sind ausschlaggebend für die Körpergröße der Jugendlichen. Außerdem haben endokrine Hormone einen großen Einfluss auf den Entwicklungsverlauf der Pubertierenden. Die Hypophyse (Hirnanhangsdrüse) und der Hypothalamus üben Kontrolle auf die anderen Hormondrüsen (Eierstöcke, Hoden, Schilddrüse) des Körpers aus und bekommen wiederum Rückmeldung von diesen (vgl. ebd. 2012, S. 145f). Ab einer gewissen Zeit werden im Körper der Jugendlichen/des Jugendlichen auch Sexualhormone wie Östrogene, Androgene und Gestagene gebildet. Gestagene sind nur bei den Mädchen vorzufinden. Die

Jungen hingegen haben einen erhöhten Testosteronspiegel, welcher sich von dem der Mädchen stark unterscheidet. Die pubertierenden Mädchen haben einen größeren Östrogenanteil im Hormonhaushalt. Dadurch beginnen sich die Prozesse der Geschlechtsentwicklung stark voneinander zu unterscheiden (vgl. ebd. 2012, S. 145f). Beide Geschlechter produzieren jedoch beide Hormone, nur in einem unterschiedlichen Ausmaß. Forschungen im Bereich der Neuropsychologie betonen, wie komplex der weibliche Hormonhaushalt, besonders in der Pubertät ist. Die Auswirkungen machen sich nicht nur auf der physischen Ebene bemerkbar, denn auch das Verhalten bzw. Empfinden der Pubertierenden werden durch deren Hormonhaushalt beeinflusst (vgl. Stolle 2004, S. 22).

Bei den Mädchen setzt durch die weiblichen Hormone die Menarche (Regelblutung) ein (vgl. Rossmann 2012, S. 146f). Meist bekommen die Mädchen vor ihrem vierzehnten Geburtstag die erste Regelblutung und dennoch kann man auch hier keinen allgemeingültigen Zeitpunkt festlegen. Im Durchschnitt bekommen die Adolescentinnen die erste Schambehaarung im Alter von zehneinhalb Jahren. Ein halbes Jahr später setzt die Brustentwicklung ein. Die Wachstumsgeschwindigkeit der heranwachsenden Frauen erreicht ihren Höhepunkt, wenn sich die Pubertierenden in ihrem zwölften Lebensjahr befinden (vgl. ebd. 2012, S. 147f).

Dies sind jedoch Durchschnittswerte, die keineswegs der Realität entsprechen müssen. In der Praxis können diese Richtwerte stark voneinander abweichen. Der Vergleich mit anderen Gleichaltrigen kann die Pubertierende/den Pubertierenden verunsichern. Diese Verunsicherung kann spätere psychische Folgen mit sich bringen (vgl. ebd. 2012, S. 147).

Die Zufriedenheit und das Wohlbefinden in Bezug auf die eigene Körperlichkeit geht mit drei Faktoren einher. Den ersten Punkt stellt die Eigenbeurteilung des Körpers dar. Hier kommen folgende Fragen auf: "Wie findet die Jugendliche/der Jugendliche ihren/seinen Körper? Ist sie/er zufrieden damit? Wie beurteilt sie/er diese Äußerlichkeiten?" Die zweite Instanz stellt das Gewicht des jungen Menschen dar. Dabei ist ausschlaggebend, wie die/der Jugendliche ihre/seine Körperfülle empfindet. Der letzte Faktor bezieht sich auf äußere Gegebenheiten. Dabei ist es essentiell, wie das Umfeld auf die Pubertierende/den Pubertierenden reagiert. Diese Bewertungen durch andere geben der Adolescentin/dem Adolescenten Feedback über sich selbst. Dies zeigt, dass nicht nur die Eigenwahrnehmung, sondern auch die Rückmeldung von außen einen großen Einfluss auf das Selbstwertgefühl bzw. Körperempfinden der/des Teenagers haben kann (vgl. Grob/Jaschinski 2003, S. 35).

In der Adoleszenz treten jedoch nicht nur äußerliche Veränderungen ein, denn auch das Gehirn entwickelt sich fort. Insbesondere die Frontallappen der Jugendlichen befinden sich in einer Wachstumsphase (vgl. Gerrig/Zimbardo 2008, S. 370f).

Besonders im letzten Jahrhundert hat sich hinsichtlich der Entwicklung des jugendlichen Körpers einiges verändert. Die weiblichen Jugendlichen entwickeln sich immer schneller. Sie werden immer früher vom Kind zur Frau und damit setzt auch der Zeitpunkt der Menarche immer früher ein. Auch die durchschnittliche Größe der Adolescentinnen/Adoleszenten hat sich verändert. Durch die besseren Lebensbedingungen als in früheren Zeiten werden die Jugendlichen immer größer (vgl. Rossmann 2012, S. 147).

Im Zuge der Pubertät verändert sich auch der Hormonhaushalt der Jugendlichen. Forschungsergebnisse besagen, dass der Hormonhaushalt weiblicher Pubertierender weniger ausschlaggebend für deren Sexualität sei. Hingegen haben Hormone bei männlichen Jugendlichen einen größeren Einfluss auf deren Sexualleben. Weibliche Teenager werden in diesem Kontext eher von sozialen Bedingungen beeinflusst (vgl. ebd. 2012, S. 149). Weiters wurde durch Forschungsergebnisse belegt, dass in der ersten Phase des weiblichen Zyklus eine größere Zufriedenheit und sexuelle Aktivität bei den Probandinnen zu vermerken ist. Diese Wahrnehmung ist auf das weibliche Hormon "Östrogen" zurückzuführen, dem gerade in der ersten Hälfte des Monatszyklus eine übergeordnete Rolle zukommt. In der zweiten Hälfte des Zyklus ist eine vermehrte Produktion des Hormons "Progesteron" zu verzeichnen. Auch bestätigte diese empirische Erhebung, dass Hormone eine Auswirkung auf psychische Abläufe haben. Dennoch konnte nicht explizit bestätigt werden, dass ein Zusammenhang zwischen Hormonen, emotionalem Befinden und dem Sexualleben der Probandinnen besteht. Zudem wirkte sich auch der Plasmahormonspiegel auf die Befindlichkeit der Teilnehmerinnen aus. Diesbezüglich wurde interessanterweise erhoben, dass eine Fluktuation des Hormonspiegels unterschiedliche Auswirkungen mit sich bringt. Erwachsene Frauen waren diese Schwankungen bereits gewöhnt, während pubertierende Mädchen durch diese eher durcheinandergebracht wurden. Auffällig war ebenso, dass ein erhöhter Östrogenspiegel bei erwachsenen Frauen als durchwegs positiv wahrgenommen wurde. Jugendliche Mädchen hingegen neigten eher zu Verstimmung und Impulsstörungen (vgl. ebd. 2012, S. 149).

3.4 Sexuelle Entwicklung im Kindes- und Jugendalter

Die sexuelle Entwicklung ist eng verbunden mit der physischen und psychischen Entwicklung eines Menschen. Schon sehr kleine Kinder machen erste lustvolle Erfahrungen, indem sie ihren Körper ertasten (vgl. Stolle 2004, S. 26). Die psychosexuelle Entwicklung verläuft bei einem Menschen in mehreren Stufen. Je nachdem, in welchem Lebensabschnitt er sich befindet, so treten auch neue Erfahrungsräume an den Menschen heran (vgl. Rendtorff 2003, S. 204).

Dem Menschen eröffnen sich bereits sehr früh lustvolle Erfahrungen, welche die Person bis in das Erwachsenenalter hinein prägen. Die Erfahrungen des Säuglings, Kleinkindes, Kindes und Jugendlichen unterscheiden sich von denen der Erwachsenen. So hat bereits Sigmund Freud zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts diese Entwicklungsschritte erforscht und in Lebensphasen kategorisiert. Sein Modell der psychosexuellen Entwicklung wurde im Laufe der Zeit von anderen Psychologinnen/Psychologen herangezogen, abgewandelt bzw. ergänzt (vgl. Schütz/Kimmich 2001, S. 33).

In der sogenannten **oralen Phase** (1. Lebensjahr) hat das Kleinkind seine ganze Wahrnehmung noch nicht entfaltet und ist dabei diese Schritt für Schritt kennenzulernen. Der Säugling macht hierbei erste lustvolle Erfahrungen durch den Kontakt mit der Mutter. Der Hautkontakt und das Saugen an der Brust der Mutter sind hierbei wichtige und prägende Vorgänge. Das Kind ist in dieser Lebensphase das erste Mal in engem Hautkontakt mit einer anderen Person, der eigenen Mutter. Der Mund ist hierbei das zentrale Organ, mit dem das Kind neue Eindrücke und lustvolle Empfindungen wahrnimmt. Wie die Mutter bzw. eine andere Bezugsperson auf diese ersten Erfahrungen reagiert, nimmt das Kind auf unbewusster Ebene wahr (vgl. ebd. 2001, S. 34).

Die **anale Phase** erstreckt sich über das 2. Lebensjahr des Kleinkindes. Nun liegt der Fokus auf die Ausscheidungsorgane des Individuums. Die Faszination liegt nun an diesem Prozess, da die Ausscheidung mit der damit einhergehenden Anspannung und Entspannung als lustvoll erlebt wird. Die Kleinkinder folgen in diesem Alter ihren Eltern gern auf die Toilette und möchten ihnen gerne zusehen. Ein weiterer Schritt ist der erste Gang auf die Toilette bzw. das Töpfchen. Das erleichternde Gefühl nach dem Toilettengang geht bei den Kindern mit einem Gefühl des Stolzes einher, da sie nun in der Lage sind ihre Ausscheidung selbst zu regulieren. Sie haben ein Gefühl der Kontrolle und sind darüber nicht selten auch gegenüber ihren Eltern stolz. Dieser Vorgang gibt dem Kind das Gefühl eine gewisse Macht über die eigenen körperlichen Vorgänge zu haben. Aber es empfindet auch ein Machtgefühl gegenüber seinen Eltern, da es lernt

auch gegen den Willen der Eltern zu handeln, indem es beispielsweise nicht auf deren Wunsch hin auf das Töpfchen geht (vgl. ebd. 2001, S. 36f).

Die nächste Entwicklungsperiode erstreckt sich vom 3. bis 6. Lebensjahr. Es ist die **frühe genitale Phase**, in welcher der kindliche Fokus auf das Sexuelle gerichtet ist. In diesem Lebensabschnitt entdecken Kinder ihre Geschlechtsorgane und sind auch neugierig auf die Geschlechtlichkeit anderer. Mädchen in diesem Alter wenden sich besonders ihrem Vater zu, da dieser eine andere Geschlechtlichkeit repräsentiert und sie gerne seine Aufmerksamkeit erhalten möchten. Sie sind immer noch stark mit der Mutter verbunden und identifizieren sich auch mit ihr. Durch die Bestätigung und Zuwendung des Vaters stärkt er das Mädchen in ihrer weiblichen Rolle. Das Kind versucht sich in diesem Alter ein Stück weit von der Mutter zu lösen, aber ihr dennoch nahe zu sein. Dabei kann es sein, dass das Kind vermehrt Wut gegenüber der Mutter äußert. Wenn Vater und Mutter das Mädchen in dieser Lebensphase in ihrer Rolle bestärken, so wirkt sich dies positiv auf die Geschlechtsidentität des Kindes aus. Die Kinder geben in diesem Alter gerne an den andersgeschlechtlichen Elternteil heiraten zu wollen, da sie noch nicht ganz verstehen, dass sie in der Beziehung der Eltern ihren Platz nicht finden werden (vgl. ebd. 2001, S. 38f).

In der **Latenzphase** (7 bis 10-Jährige) werden den Kindern Beziehungen außerhalb der Ursprungsfamilie wichtig. So haben Gleichaltrige eine tragende Rolle für den Nachwuchs. Insbesondere gleichgeschlechtliche Freundschaften gewinnen hier an Bedeutung, da sich die Kinder mit den anderen identifizieren und ihre Geschlechtsidentität dadurch gestärkt wird. Aber auch Personen wie das Lehrpersonal erhalten einen wichtigen Stellenwert. Manchmal idealisieren Kinder ihre LehrerInnen in diesem Alter. Mädchen sind in dieser Phase unbefangener mit ihrer Geschlechtsidentität als Jungen. Sie identifizieren sich nach wie vor mit der eigenen Mutter. Die Knaben unterscheiden sich in dieser Hinsicht von der Mutter und somit sind sie in ihrer Rolle unsicherer als die Mädchen. Mehr denn je beziehen sich die Jungen nun auf den eigenen Vater und eifern ihm in seiner Rolle als Mann nach (vgl. ebd. 2001, S. 40).

Durch die Interaktion mit Gleichaltrigen lernen die Kinder auch Grenzen zu setzen. Sie hinterfragen ihre bisherigen Regeln und Normen und lernen im Austausch mit anderen viel Neues dazu. Sie entwickeln zudem ein ausgeprägtes Schamgefühl, da sie beginnen den Körper in einem anderen Licht zu sehen. Die Kinder verändern sich in ihrem Tun, indem sie beispielsweise die körperliche Nähe zu den Eltern nicht mehr in dem Ausmaß wie früher suchen. Damit wollen

sie ein Stück weit eine Distanz schaffen und sich von den Bezugspersonen abgrenzen. Bestenfalls akzeptieren Eltern diese Bedürfnisse und nehmen das Verhalten des Kindes an (vgl. ebd. 2001, S. 41).

Die nächste Entwicklungsphase, welche sich vom 10. bis 16. Lebensjahr erstreckt, ist die **späte genitale Phase**. In diesem Zeitraum treten viele Veränderungen ein und der junge Mensch befindet sich in einem Wandel, der bei ihm starke Gemütsbewegungen auslösen kann. In diesem Zeitraum lösen sich die Kinder ein Stück weit von ihren Eltern und gehen Liebesbeziehungen ein (vgl. ebd. 2001, S. 42).

Besonders in der Phase der Adoleszenz öffnen sich für Jugendliche neue Türen hinsichtlich ihrer Sexualität (vgl. Rendtorff 2003, S. 203). In diesem Lebensabschnitt stellt sich bei den jungen Menschen eine hormonelle Veränderung ein und der Körper befindet sich in einem Umbruch. Im Zuge der Entwicklung zu einer erwachsenen Person verändert sich auch das sexuelle Erleben. Von nun an sind sie fähig selbst Kinder zu bekommen und sie nehmen Sexualität auch erstmals mit einer reflektierenden und bewussten Haltung wahr. Es tun sich neue Fragen für Jugendliche auf, welche erst durch wachsende Erfahrungen beantwortet werden können (vgl. Wendt 2009, S. 21).

Folgende Entwicklungsaufgaben treten in diesem Zuge an die jungen Persönlichkeiten heran:

- Annahme der eigenen Persönlichkeit und Körperlichkeit
- Aneignung von Kenntnissen über biologische Fakten und Abläufe sowie Verhütung
- Wahrnehmen der eigenen sexuellen Vorstellungen und Empfindungen
- Empathisches Handeln im sexuellen Kontext gegenüber sich selbst und anderen
- Eingliederung/Einbezug und Gleichgewicht von Emotionen und Sexualität in Liebesbeziehungen (vgl. ebd. 2009, S. 26)

Die bereits angeführten mit der Pubertät eintretenden körperlichen Veränderungen bedeuten für die junge Persönlichkeit eine Umstellung. Die/der Pubertierende muss sich mit ihrer/seiner neuen Erscheinung und den damit einhergehenden Entwicklungen erst zurechtfinden (vgl. ebd. 2009, S. 22). Gefühle wie Lust, Zweifel, Unsicherheit sowie Scham kommen bei der Pubertierenden/dem Pubertierenden in Bezug auf die neu gewonnenen Körperfunktionen auf. Diese

Lebensphase stellt eine Neuorientierung für die Jugendlichen dar. Es beginnt für die junge Persönlichkeit jedoch nicht nur etwas Neues, denn zugleich geht damit auch der Abschied von der Kindheit einher (vgl. Rendtorff 2003, S. 204).

Die physische Entwicklung ist für die Adolozeszentin/den Adolozeszenten auch auf mentaler Ebene bedeutsam, da sie/er in unmittelbarer Interaktion mit der jeweiligen Umwelt steht. Die Entwicklungsreife hängt mit dem Befinden der Adolozeszentin/des Adolozeszenten zusammen, da das Umfeld auf das jeweilige Entwicklungsstadium eine Rückmeldung gibt (vgl. Wendt 2009, S. 21f). Zum Beispiel tendieren frühreife Jugendliche eher dazu zu rauchen und Alkohol oder andere Substanzen zu konsumieren. Auch Geschlechtsverkehr wird bei ihnen früher zum Thema, als es bei jungen Menschen, deren körperliche Entwicklung langsamer voranschreitet, der Fall ist. Adolozeszentinnen/Adolozeszenten, die sich rasch hin zum erwachsenen Menschen entwickeln, haben weniger Zeit sich auch innerlich auf diesen Entwicklungsprozess einzustellen. Sie sind selbst die Vorreiterinnen/Vorreiter und haben dadurch keine eigenen Vorbilder, an denen sie sich orientieren können. Teenager, die sich körperlich sehr schnell entwickeln, schätzen sich dadurch auch öfters negativ ein und formen daraus ein schlechtes Selbstbild (vgl. ebd. 2009, S. 22f).

Das Verhältnis innerhalb der Familie kann dabei eine Rolle spielen, ob es zu einer verfrühten oder verzögerten Entwicklung kommt. So können beispielsweise schwierige Lebensereignisse, welche häufig bis in die frühe Kindheit zurückreichen, ausschlaggebend sein. Auch eine Entwicklungsverzögerung kann ihren Ursprung in familiären Einflüssen haben. So kann beispielsweise eine konfliktbehaftete Eltern-Kind-Beziehung oder eine disharmonische Elternbeziehung ein Auslöser sein (vgl. ebd. 2009, S. 22). Wie gut eine Eltern-Kind-Beziehung ist, wirkt sich auch auf die Partnerwahl beim Geschlechtsverkehr aus. So suchen sich Kinder, die einen vertrauensvollen Bezug zum Elternhaus haben, eher ein Gegenüber aus, mit dem sie dann auch in einer festen Partnerschaft leben. Eine Erziehung, die von Wärme geprägt ist, führt auch eher dazu, dass sich die Pubertierenden mehr Zeit mit den ersten Sexualkontakten lassen und somit auch das Risiko einer frühzeitigen Schwangerschaft tendenziell eher sinkt. Neben dem Einfluss der Eltern sind aber auch Gleichaltrige ausschlaggebend dafür, wann die ersten sexuellen Erfahrungen gesammelt werden (vgl. ebd. 2009, S. 23). Studien bestätigen, dass das Bindungsverhalten der Eltern sich auf das Beziehungsleben und damit auch Sexualeben der Kinder auswirkt. Die in der Familie gewonnenen Muster werden zum Teil auch mit in die Partnerschaft

der nächsten Generation gebracht und auch den wiederum daraus entstandenen Kindern wird diese Erfahrung weitervermittelt (vgl. Oerter/Montada 1982/1998, S. 138f).

Grundlegend kann man also sagen, dass die Verhaltensmuster und Lebensformen der Eltern sich unweigerlich auf die Adolozeszentin/den Adolozeszenten und ihre/seine Auffassung von sexuellem Erleben auswirken. Durch das Verhalten und den Erziehungsstil der Eltern werden junge Leute in einem großen Maße beeinflusst, wenngleich man nicht der Pubertierenden/dem Pubertierenden ihre/seine ganze Selbstwirksamkeit absprechen sollte (vgl. ebd. 1982/1998, S. 139).

3.5 Exkurs: Krisen – ungesunde Kompensationsstrategien Jugendlicher

Wie bereits erwähnt, spielen Krisen im Leben von Teenagern eine große Rolle. Krisen sind ein Zeichen unserer Gesellschaft geworden. Gerade im Jugendalter äußert sich diese durch Anpassungsschwierigkeiten in gewissen Lebensbereichen. Es wird von den jungen Leuten viel gefordert, indem sie sich z.B. schon früh für ihren weiteren beruflichen Werdegang entscheiden müssen. Einen weiteren großen Einflussfaktor stellen die Lebenshaltungskosten dar. Nicht immer ist es den jungen Menschen möglich neben ihrer Ausbildung ein geregeltes Einkommen zu erarbeiten. Die Jugendzeit ist gekennzeichnet durch das Streben nach Freiheit und Autonomie, zugleich kommt jedoch eine große Ladung an Anforderungen und Verpflichtungen auf die Jugendlichen hinzu. Hier treten so manches Mal große Unsicherheiten auf, die mit dem Streben nach Autonomie und Selbstverwirklichung kollidieren (vgl. Steins 2003, S. 43). Diese gesellschaftlich konstruierten Krisen werden von Mädchen intensiver wahrgenommen. Die weiblichen Teenager tragen diese Verunsicherungen eher durch ihr Äußeres nach außen. Der kritische Blick auf den eigenen Körper wird verschärft. Die Burschen hingegen tendieren eher zu Alkohol- und Drogeneskapaden, oder auch zu extremen Sportaktivitäten. Nicht wenige Jungen meinen, dass ihr Körper zu wenig muskulös und zu klein auf ihr Gegenüber wirkt (vgl. Steins 2003, S. 43). Um diese Probleme loszuwerden, greifen männliche Pubertierende vermehrt zu Amphetaminen. Dieser Missbrauch am eigenen Körper ist jedoch schädlich und löst keineswegs das ursprüngliche Problem des schwach ausgeprägten Selbstwertes (vgl. ebd. 2003, S. 44).

Ähnlich verhält es sich bei den Mädchen, die ihr Äußeres als sehr wesentlichen Teil ihres Selbst wahrnehmen. Entgegen diesem Selbstkonzept spricht jedoch die eigentliche Meinung der jungen Damen. Sehr viele Mädchen geben an mit ihrem äußeren Erscheinungsbild sehr

unzufrieden zu sein. Da an der Körpergröße willentlich nichts verändert werden kann, konzentrieren sich viele auf ihr Gewicht. Ein großer Faktor spielt hier auch das Schlankheitsideal unserer Gesellschaft. Viele weibliche Pubertierende haben den Wunsch an Gewicht zu verlieren. Entgegengesetzt zu der Erwartungshaltung der Frauen gegenüber den Männern, finden auch Männer Gefallen an dem Idealbild einer schlanken Frau. Hier ist der Frauenkörper einem deutlich strengeren Blick ausgesetzt, als es der Männerkörper ist. Diese gesamtgesellschaftliche Tendenz geht mit der Gefahr einher an einer Essstörung zu leiden. Etliche Mädchen haben schon den Versuch einer oder mehrerer Diäten hinter sich gebracht. Krankheiten wie Bulimie, Magersucht, Fettsucht oder andere Mischformen einer Essstörung nehmen vermehrt zu. Die Krankheit verändert nicht nur das physische, sondern auch das psychische Befinden der Betroffenen. So gesehen erhält der Körper eine Art Ventilfunktion für Krisen, welche sich in diesem Fall in Form von selbst herbeigeführtem Erbrechen, Hungern bzw. Fressanfällen äußert (vgl. ebd. 2003, S. 44).

Prof.ⁱⁿDr.ⁱⁿ Elisabeth Rohr ist ausgebildete Gruppenanalytikerin. Sie ist nun seit 25 Jahren als Supervisorin, Coach, Trainerin und Gruppenanalytikerin tätig. Zudem ist Sie Professorin für Interkulturelle Erziehung am Fachbereich Erziehungswissenschaften an der Philipps-Universität in Marburg. Sie setzt Ihre Kenntnisse sowohl national als auch international ein (Friedens- und Versöhnungsprozesses in Guatemala, Forschungen in Ecuador über Themen der Migration, Supervision und Mediation) (vgl. Rohr 2019, o.S.).

Rohr betont in diesem Zuge, dass den Mädchen durch die Medienwelt verschiedene Idealbilder suggeriert werden. Ihnen wird schon von klein auf vorgemacht, dass sie ihren Körper manipulieren könnten. Schlankheitskuren, Schönheitsoperationen, Pharmazeutika, Fitnessprogramme, Wellness, Kosmetika dienen dazu die Schönheit und Jugend zu erhalten. Den Kindern und Jugendlichen wird somit gezeigt, dass sie dadurch ihre Identität neu formen könnten. Die äußere Fassade scheint geradezu manipulierbar zu sein. So manche Frauen schrecken auch nicht vor chemischen Substanzen wie z.B. Botox zurück. Die Natürlichkeit, insbesondere des weiblichen Körpers, wird hier oft auf brutale Art und Weise übergangen. Die Menschen scheinen eine Angst vor der Vergänglichkeit zu hegen. Diese Werte treiben Mädchen und Frauen in zu hinterfragende Verhaltensmuster gegenüber ihrem eigenen Körper (vgl. Rohr 2004, S. 9).

Mittlerweile gibt es jedoch auch Tendenzen gegen diesen Körperkult. Der Körper meldet sich in gewisser Form auch zurück. Insbesondere junge Frauen äußern diesen Druck, indem sie zu

selbstverletzenden Verhaltensweisen tendieren. Sie fügen sich selbst Wunden an der Haut zu oder suchen einen Ausweg in Form der bereits erwähnten Essstörungen. Ein gewisses Suchtverhalten wird hier bemerkbar. Dies kann sich auch in einer weniger sichtbaren Form widerspiegeln. Es entsteht eine Neigung zu extremen Sportarten und verdeckten Selbstmorden etwa durch Autounfälle. Die angestaute Spannung wird durch Gewalt an den eigenen Körperteilen entladen. Es ist ein Schrei der Seele, der erst durch das selbstverletzende Verhalten sichtbar und für andere meist erst dann wahrnehmbar wird (vgl. ebd. 2004, S. 10).

Diese Tendenzen der heutigen Zeit bringen für Jugendliche Verunsicherung mit sich. Sie fühlen sich ein Stück weit wehrlos und ausgeliefert. Die eigene Identität bzw. die Besonderheit des jeweiligen Individuums wird nur zu leicht durch die Modernisierung unserer Gesellschaft untergraben. Umso schwieriger ist es für die junge Generation ihr Selbst zu erkunden. Die eigenen Wünsche und Bedürfnisse werden durch die Rationalität und Schnelligkeit hinten angestellt. Wie bereits erwähnt, spielen hier auch die Medien und internationale Verflechtungen eine übergeordnete Rolle, denn die Einzelne/der Einzelne hat oft das Gefühl in der Masse unterzugehen (vgl. ebd. 2004, S. 10f).

Eltern haben einen großen Einfluss auf die Wahrnehmung und das Empfinden der Körperlichkeit der Adoleszenten. Der Ursprung dieser Erfahrungswelt liegt schon bei der Geburt. Auch das eigene körperliche Erleben im sozialen Kontext bildet sich aus den oft unbewussten Prägungen innerhalb der Familie heraus. Haltungen der Familie werden auf deren Kinder übertragen und verfestigen sich im Laufe der Zeit. Diese durch die Eltern gewonnenen Bilder formen das eigene Empfinden als Frau oder Mann. Die Einstellungen zu Körperlichkeit, Geschlechtlichkeit sowie zur eigenen Sexualität bilden sich in gewissem Maße aus den Ansichten der Ursprungsfamilie heraus. Dieses erlernte Bewusstsein rund um den eigenen Körper sowie der Psyche sollte im Optimalfall positiv besetzt sein. Entscheidend für diese Entwicklung ist somit die Beschaffenheit der Beziehungen innerhalb der Familie (vgl. Flaake 2004, S. 47).

Die bereits beschriebenen Entwicklungsvorgänge von jungen Frauen bedeuten für viele Pubertierende sich neu zu entdecken. Diese Neuorientierung ist unglücklicherweise verbunden mit Verunsicherungen und sie benötigt einen stabilen Boden für einen guten Entwicklungsverlauf. In der Phase des Jugendalters verschaffen neben den Eltern auch Gleichaltrige Orientierung und Halt. Nichtsdestotrotz bilden die Eltern die Basis für die Bewältigung von Schwierigkeiten, die in diesem Alter an die Mädchen herantreten. Besonders die Mutter hat für die eigene Tochter

eine Art Vorbildfunktion. Somit bildet sich ein Muster heraus, das wiederum das Denken und das Selbstbild des Kindes formt. Beeinflusst durch das eigene Elternhaus, bilden die Heranwachsenden unbewusst ihre persönliche Meinung und ihr individuelles Verhalten bezüglich ihres Körpers heraus. Besonders in der Adoleszenz sind diese Vorgänge sehr entscheidend, da der Körper der jugendlichen Damen sich im Wandel befindet (vgl. ebd. 2004, S. 48f).

4. Beziehung und Sexualität im Jugendalter

In diesem Kapitel geht es um das Beziehungsverhalten von Jugendlichen im Kontext ihrer Sexualität. Hierbei werden vorerst Bindungstheorien erörtert, um anschließend auf den Themenschwerpunkt ‚Bindung und Sexualität im Jugendalter‘ näher eingehen zu können.

4.1 Bindungstheorien

Bindung sichert auch in der Tierwelt das Überleben der Nachkommen. Ohne die Mutter würde das Überleben der Jungen nicht gesichert sein. Im Zuge der Geschlechtsreife rückt das Bindungsverhältnis in den Hintergrund. 1969 meinte der Psychoanalytiker John Bowlby, dass dieses Phänomen auch auf den Menschen übertragbar sei und entwickelte somit eine eigene Bindungstheorie (vgl. Berner 2010, S. 16). Kinder können durch soziales Interagieren eine Vorliebe für bestimmte Bezugspersonen entwickeln. Dabei bilden sie ein Bindungsmuster heraus und legen ein spezifisches Verhalten an den Tag, welches die Bindung verstärkt. Die Bindungsperson ist für den Schutz des Kindes zuständig. Sobald eine Trennung von der Sicherheit bietenden Person droht, interagiert der Nachkommen entsprechend (vgl. Ahnert 2010, S. 67). Der menschliche Säugling ist somit von Geburt an an die Mutter gebunden und weist instinktive Verhaltensweisen wie das Nuckeln an der Brust, Schreien, Weinen, Lachen, Nachrennen etc. auf. Dieses Interagieren verstärkt die Bindung von Mutter und Kind und diese bleibt auf verschiedene Art und Weise ein Leben lang bestehen.

Hazan und Saver (1987) sowie Hazan und Zeifmann (1999) haben sich auf die Theorie von John Bowlby berufen und befürworten die Sichtweise, dass die Auswirkungen der frühkindlichen Bindung bis in das Erwachsenenalter reichen. Auch im Bereich der Sexualität und andauernden Partnerschaft wird dies deutlich, denn auch hier kommen die im Kindesalter entstandenen Bindungsmuster wieder zum Vorschein. Auch die damit einhergehenden Ängste vom

Gegenüber getrennt zu sein zeigen sich im Rahmen einer Liebesbeziehung erneut (vgl. Berner 2010, S. 16f).

Bowlby bezog sich bei der Herausbildung der Bindung im Kleinkindalter auf vier Triebkräfte, die er wie folgt benannte:

1. "Nähe suchen (proximity maintance)
2. Trennungsangst (seperation distress)
3. Sicherer Hafen (secure haven)
4. Sichere Basis (secure base)" (Berner 2010, S. 17)

Diese vier treibenden Kräfte verlagern sich im Zuge des menschlichen Lebens von den Eltern weg hin zur Partnerschaft. Als Kleinkind sind alle Motivationen auf die Bezugspersonen gerichtet. Wenn der Nachwuchs in die Schule kommt, orientiert er sich mehr im Außen und "sucht" dort nach "Nähe" bei Gleichaltrigen. Der zweite Punkt, also „die Angst vor Trennung“, macht sich gegenüber den Eltern bemerkbar, denn hier fürchten sich die Kinder im Schulalter davor ihre Bezugspersonen zu verlieren. Im Jugendalter sind vor allem Liebesbeziehungen präsent und auch die Angst vor dem elterlichen Verlust schwindet in dieser Lebensphase. Die Triebkraft des "sicheren Hafens" verlagert sich in diesem Alter auf die Partnerschaft. Die sogenannte "sichere Basis" hingegen bleibt noch länger am Elternhaus haften. Als erwachsene Person haben sich die Bindungsgefühle meist auf die Partnerin/den Partner verlagert (vgl. Berner 2010, S. 17). Mary D. Salter Ainsworth war klinische Psychologin und Persönlichkeitsforscherin aus Toronto. Vorerst war sie sehr kritisch gegenüber der Bindungstheorie Bowlbys, bis sie selbst zwei Jahre in diesem Feld empirische Forschungen durchführte (Grossmann/Grossmann 2003, S. 14).

Sie arbeitete in den 1950er Jahren in John Bowlbys Forschungsteam. Ainsworth fokussierte damals die praktische Umsetzung durch Feldbeobachtungen von Frauen mit ihren Kleinkindern in Ganda/Uganda (vgl. ebd. 2003, S. 8). Durch diese Erkenntnisse wurde sie selbst von der Bindungstheorie überzeugt (vgl. ebd. 2003, S. 14).

Für Ainsworth ist Bindung ein Verhaltenssystem, welches durch Schutz und Lernhilfe seitens der Hauptbezugsperson gekennzeichnet ist. Zentral ist hierbei das Sicherheitsgefühl, welches die Bindungsperson dem Kind gibt. Dadurch ist es dem Kind möglich ein Explorationsverhalten zu zeigen. Die Art der Bindung äußert sich durch das Verhalten des Kindes (z.B. durch Schreien, Weinen, der Bezugsperson nachlaufen etc.), wenn dem Kind das Gefühl von Sicherheit durch die Nähe der Bindungsperson entzogen wird. Die Bindungsqualität zeigt sich nach

Ainsworth anhand des Verhaltens des Kindes bei der Wiedervereinigung. Anhand dieses sogenannten ‚Fremdsituationstest‘ lassen sich anhand Ainsworth drei Bindungstypen (welche später durch einen vierten ergänzt wurden) festmachen (vgl. Scheidt 2012, o.S.).

- **Das sichere Modell**

In diesem Fall wird das Bindungssystem während des Tests aktiviert, indem das Kind reagiert, sobald sich die Bezugsperson entfernt. Das sicher gebundene Kind verdeutlicht dies beispielweise durch das Suchen bzw. das Trauern über das Verschwinden der Bezugsperson. Sobald die Bindungsperson wieder zurückkehrt, ist es wieder beruhigt. Später äußert sich eine sichere gebundene Person, indem sie ihren Bezugspersonen vertraut und sie als einen verlässlichen Ankerpunkt sieht. Sicher gebundene Adoleszenten und Erwachsene sind in diesem Fall in der Lage sowohl über positive als auch negative Erfahrungen aus der Vergangenheit zu berichten (vgl. Gogler-Tippelt/König 2009, S. 14).

- **Das unsicher-vermeidende Modell**

Bei Kindern mit unsicher-vermeidendem Verhalten lässt sich eine geringere Aktivierung des Bindungssystems erkennen. Diese Kinder zeigen keine besondere Reaktion, wenn die Bindungsperson sich von ihnen trennt. Bei der Wiederkehr reagieren sie eher abweisend gegenüber dieser. Personen mit unsicher-vermeidender Bindung fühlen sich in bedrohlichen Situationen alleine gelassen und zählen nicht auf die Fürsorge der Bezugsperson. Jugendliche und Erwachsene mit diesem Bindungsmuster vermeiden negative Gefühlslagen bzw. über diese zu sprechen und verstecken diese hinter gleichgültigem Verhalten (vgl. ebd. 2009, S. 14).

- **Das unsicher-ambivalente Modell**

Kinder mit unsicher-ambivalentem Bindungsverhalten weisen ein noch stärkeres Bindungssystem als sicher gebundene Kinder auf, aber es kann sich nur sehr langsam bei der Wiederkehr der Bezugsperson beruhigen. Es verhält sich gegenüber der Bindungsperson ambivalent hinsichtlich Nähe und Distanz. Menschen mit diesem Bindungsmuster sind ein stabiles und feinfühliges Verhalten seitens der Bezugspersonen gewohnt. Sie tun sich schwer das Verhalten der Bindungsperson im Falle der Trennung zu durchleuchten. Später lassen sich unsicher-ambivalent gebundene Personen in drei Gruppen

unterteilen. Die erste beschreibt das Verhältnis zu den Bezugspersonen ausschließlich schön. Die zweite Gruppe will sich nicht auf die schwierigen Erlebnisse in ihrer Kindheit beziehen. Zur dritten Gruppe zählen Personen, welche sich leicht traumatisiert und angstbesetzt zeigen (vgl. ebd. 2009, S. 16).

- **Das unsicher-desorganisierte Modell**

Kinder, die ein unsicher-desorganisiertes Bindungsverhalten an den Tag legen, sind bei der Wiederkehr ihrer Bezugsperson noch ambivalenter als es unsicher-ambivalent gebundene Kinder sind. Das Bindungssystem der Kinder ist zwar aktiv, aber es lässt sich nicht in geregelten und klaren Verhaltensweisen kategorisieren. Die Kinder schrien beispielsweise laut, schlugen um sich oder erstarrten. Sie zeigten Anomalien in ihrer Körperhaltung bzw. bei Bewegungsabfolgen. Zudem wurde ihr Gesichtsausdruck häufiger starr und sie zeigten generell verlangsamte Bewegungsabfolgen. Der Auslöser für dieses Verhalten können mehrere Beweggründe sein. Unverarbeitete Traumata oder psychische Erkrankungen seitens der Bindungsperson können beispielsweise das Bindungssystem des Kindes aktivieren, aber dennoch fühlt es sich durch das Verhalten der Bezugsperson nicht sicher. Zudem ist es möglich, dass das Verhalten der Bezugsperson besonders ambivalent ist und das Kind somit keine sichere Basis gewohnt ist. Auch eine Misshandlung bzw. ein Missbrauch können zu einem unsicher-desorganisierten Bindungsverhalten führen (vgl. ebd. 2009, S. 17).

Das Bindungsverhalten ist jedoch flexibel und kann durch entsprechend positive Erfahrungen einer sicheren Bindung näher kommen. Aber auch umgekehrt können negative Ereignisse eine sichere Bindungsqualität zu einer vermehrt unsicheren verändern (vgl. ebd. 2009, S. 17).

Charlene Corey Hazan sowie Peter Shaver (1987) beriefen sich auf den Ansatz von Bowlby und Ainsworth und erforschten die Bindungsstile im Erwachsenenalter. Dabei konnten sie ebenfalls bei erwachsenen Personen einen sicheren, ängstlich-ambivalenten und vermeidenden Bindungsstil im Zuge einer Partnerschaft klassifizieren. Interindividuelle Unterschiede wurden seitdem fortlaufend erforscht und empirisch bestätigt. Hazan und Debra Zeifmann (1999) erhoben, dass auch in partnerschaftlichen Bindungen sich das Verhalten ähnlich wie bei der Bindung von Kind und Fürsorgeperson widerspiegelt. Die Beziehungspartner berufen sich in

bedrohlichen Situationen ebenfalls aufeinander und versuchen sich zu unterstützen und sich Sicherheit zu bieten. Diese Sicherheit und Nähe, welche sie sich als Kind gewünscht und bestenfalls erhalten haben, suchen sie nun bei ihrer Partnerin/ihrem Partner (vgl. ebd. 2006, S. 5). Rohmann Elke, Küpper Beate und Schmohr Martina untersuchten, wie stabil Bindungsangst und Bindungsvermeidung sind. Hierfür wurden 57 Studierende befragt (drei Mal innerhalb von acht Monaten). Dabei wurde berücksichtigt, inwiefern die Persönlichkeit (Verträglichkeit und Neurotizismus – allgemeine Bindung) und Beziehungsveränderungen (sowohl positive als auch negative) sich auf das Bindungsverhalten innerhalb der Partnerschaft auswirken. In der Untersuchung zeigte sich, dass Bindungsangst eng mit der Persönlichkeitsstruktur Neurotizismus gekoppelt ist, während Bindungsvermeidung negativ mit der Verträglichkeit innerhalb einer Partnerschaft zusammenhängt und dass die Persönlichkeit einen größeren Einfluss auf die Beziehungserfahrung als der Beziehungseinfluss auf die Persönlichkeit hat. Dennoch zeigt sich, dass die Beziehungserfahrung bedeutsam ist, da sich positive Erlebnisse dahingehend auswirkten, dass die Bindungsängstlichkeit abnahm (vgl. ebd. 2006, S.6).

4.2 Bindung und Sexualität im Jugendalter

Wie bereits erwähnt, hat die Sexualität eines Menschen schon einen sehr frühen Ursprung. Die Adoleszenz bringt jedoch durchwegs neue Facetten mit sich. Sowohl auf emotionaler, physiologischer und sozialer Ebene treten große Veränderungen ein. Hinzu kommt, dass der Mensch in dieser Lebensspanne geschlechtsreif und somit reproduktionsfähig wird. Neben den hormonellen Veränderungen verspüren die Jugendlichen auch ein häufiger auftretendes Lustgefühl. Die Pubertät ist eine Lebensphase, in denen Jugendliche zum ersten Mal einen reflektierenden und wertenden Blick auf Sexualität werfen. Diese neue Sichtweise entsteht durch die in der Adoleszenz neu erworbenen Fähigkeiten. Die Pubertierenden haben eine neue Denkweise und Wahrnehmung herausgebildet. Des Weiteren sind sie besser als zuvor in der Lage sich in andere Personen hineinzusetzen. Sie gewinnen zudem eine reflektierende Sichtweise gegenüber sich selbst und sind somit besser darin ihr Ich zu beobachten. Durch diese Veränderungen gewinnt auch das Umfeld der Jugendlichen eine neue Betrachtungsweise. Die Adolozentin/der Adolozent lebt nun ihre/seine Sexualität bewusst. Dieses Bewusstsein wird auch von anderen wahrgenommen (vgl. Wendt 2009, S. 21). In diesem Alter stellt sinnliche Zweisamkeit auch ein Lernfeld dar. Das Verhältnis zur eigenen Körperlichkeit, die eigenen sexuellen Wünsche sowie die Begehren anderer müssen erst ergründet werden. (vgl. ebd. 2009, S. 21).

Seit den 1960er Jahren gilt es als Norm, dass Jugendliche sexuelle Kontakte auch unabhängig von der Absicht eine Familie zu gründen pflegen, solange eine emotionale Verbundenheit besteht (vgl. ebd. 2009, S. 21). Empirische Befunde besagen jedoch, dass sowohl junge Erwachsene als auch Pubertierende Sexualität in festen Beziehungen und somit im Zusammenhang einer emotionalen Bindung präferieren (vgl. ebd. 2009, S. 34).

Dies wirft ein besonderes Licht auf frühere emotionale Beziehungen. Die vorhergehenden Bindungen haben somit einen bedeutenden Stellenwert. Im Gegensatz zu den Befunden in Bezug auf die Adolescentinnen/Adoleszenten sinkt die Zufriedenheit der Sexualität bei jungen Erwachsenen, je länger sie sich in einer Beziehung befinden. Laut empirischen Ergebnissen hat die Dauer der Beziehung bei Jugendlichen tendenziell keine negative Auswirkung auf ihr Sexualleben (vgl. ebd. 2009, S. 21). Die Annäherung der Adolescentinnen/Adoleszenten an ihr Gegenüber erfolgt meist schleichend. Zuerst wird der soziale Kontakt in Form von Verabredungen, Küssen und Petting gepflegt. Dabei haben mehr pubertierende Mädchen und Jungen sexuelle Erfahrungen als es in früheren Zeiten der Fall war. Gemäß der Befragungen vom deutschen Jugendinstitut (1995) gibt die Mehrzahl der Pubertierenden an, dass die vorhergehenden Erfahrungen als bedeutender wahrgenommen werden, als der Geschlechtsverkehr selbst (vgl. Gudjons 2008, S. 133). Der Zusammenhang zwischen Sexualität und Emotionen wird in einer amerikanischen Studie deutlich. Dort befinden sich diejenigen volljährigen Personen, die sexuell aktiv sind, eher in einer Partnerschaft, als die weniger sexuell aktiven Probandinnen/Probanden. Auch anhand dieser Erhebung haben Jugendliche zudem am ehesten Geschlechtsverkehr mit einer Person, mit der sie schon länger vertraut sind. Die Länge einer Partnerschaft trägt bei Adolescentinnen/Adoleszenten auch zu einer Intensivierung der Sexualität bei. Fraglich ist, ob die Emotionalität durch die Sexualität oder im Umkehrschluss die sexuelle durch die emotionale Komponente verstärkt wird (vgl. Wendt 2009, S. 27). Zudem ergeben empirische Forschungen, dass das Alter der Jugendlichen bei ihren ersten Sexualerfahrungen tendenziell gesunken ist. Es ist aber auch nach wie vor ein schichtspezifischer Unterschied zu erkennen. Früher erlebten Jugendliche aus den gesellschaftlich gesehen „oberen“ Schichten erst relativ spät ihre ersten sexuellen Erfahrungen. Jugendliche aus „unteren“ Schichten“ gingen dabei früher auf erste Sexualekontakte ein. Heute haben auch Teenager aus einer besseren sozialen Schicht ihre ersten Erfahrungen in einem jungen Pubertätsalter (vgl. Gudjons 2008, S. 133).

Allgemein ist der Trend zu beobachten, dass man heutzutage einen liberaleren Zugang zu Sexualität hat als es in früheren Zeiten der Fall war. Dies heißt jedoch nicht, dass die Adolescenten

es heute leichter als die vorherigen Generationen hätten. Sexualität ist zwar nicht unweigerlich an eine Beziehung bzw. Bindung gekoppelt, dennoch strebt die Mehrheit der Jugendlichen es an ihre Sexualität im Zuge einer Partnerschaft erfahrbar zu machen. Somit steht auch bei der heutigen Jugend die Identitätsfindung und die Suche nach dem Selbst als Frau/Mann innerhalb einer Partnerschaft im Mittelpunkt (vgl. ebd. 2008, S. 133).

4.3 Problembereiche und Lernfelder

Pubertierende befinden sich an der Schwelle zum Erwachsenensein und treffen dabei unweigerlich auf neue Herausforderungen. Diese möglichen Hürden im Pubertätsalter betreffen das Selbstkonzept Jugendlicher, mögliche Unsicherheiten im Teenageralter, das Thema Liebe und die damit einhergehenden Herausforderungen sowie ungesunde Bewältigungsstrategien in Krisensituationen.

Mädchen im pubertären Alter stehen an der Schwelle zum Erwachsensein. Damit einher geht, dass Themenbereiche wie Körperlichkeit, Weiblichkeit und Sexualität einen großen Stellenwert im Leben der Jugendlichen bekommen. Ausgegangen wird von der Annahme, dass die Familie der pubertierenden Mädchen bzw. die Sozialisation innerhalb dieser einen Faktor darstellt, der die Pubertierende auf ihrem Weg zum Erwachsenen-Ich in gewissem Maße beeinflusst.

4.3.1 Das Selbstkonzept Jugendlicher

Nach der Geburt unterscheiden sich Mädchen von Burschen in ihren geistigen und körperlichen Befähigungen in geringem Ausmaß. Erst mit der Zeit wird die Rolle als Frau oder Mann verinnerlicht. Das Individuum bezieht diese Rolle eigenständig in sein Selbstkonzept mit ein. Schon im Kleinkindalter (drei Jahre) sind die Kinder fähig ihr Geschlecht zu identifizieren. Säuglinge erkennen schon ab einem Jahr den Unterschied von Frauen und Männer. Hier sind vorwiegend das äußere Erscheinungsbild und die Stimme entscheidend (vgl. Steins 2003, S. 37).

Prof. Dr. Gisela Steins, ausgebildet in den Bereichen Allgemeine Psychologie, Sozialpsychologie und Philosophie, schreibt in ihrem Werk ‚Identitätsentwicklung. Die Entwicklung von Mädchen zu Frauen und Jungen zu Männern‘, dass wir von Geburt an zwischen den Geschlechtern unterscheiden und sich dies über die weitere Lebensspanne fortzieht. Gerade im Jugendalter wird dieses Thema wieder sehr präsent, so Steins. Im Laufe der Entwicklung gehen mit der jeweiligen Geschlechterrolle spezifische Probleme einher. Einerseits entwickeln die

Pubertierenden ihre Sexualität heraus und gehen Beziehungen ein, andererseits werden sie dadurch auch mit gefühlsmäßigen Krisensituationen konfrontiert (vgl. ebd. 2003, S. 41). Die heutige gesamtgesellschaftliche Entwicklung bezüglich Beziehungen und Sexualität lässt dem Individuum mehr Freiraum als früher. Der Mensch ist freier und kann sich somit aus eigenem Willen für oder gegen eine Partnerin/einen Partner entscheiden. Zudem tendiert die gesellschaftliche Entwicklung dazu, dass die jungen Frauen die Geschlechtsreife früher als vor einigen Jahren erreichen. Mit einher geht damit, dass die Möglichkeit zur Fortpflanzung sich über einen längeren Zeitpunkt erstreckt. Die Menschen gehen meist auch erst später als früher eine Heirat ein oder binden sich im Sinne einer Partnerschaft. Hier spielt unter anderem auch der Faktor Ausbildung eine Rolle (vgl. ebd. 2003, S. 41).

4.3.2 Unsicherheiten in der Pubertät

Diese Entwicklung der modernen Gesellschaft bringt auch Nachteile mit sich. Die Bindung an eine Lebenspartnerin/einen Lebenspartner ist oft durch Verunsicherungen gekennzeichnet. Es kommt vermehrt zu Fragen bezüglich der Lebensart innerhalb der Partnerschaft. Es steigt zudem die Anzahl der Abtreibungen der Kinder, die außerhalb der Ehe gezeugt wurden. Das frühere Eintreten der Geschlechtsreife und der Sexualität bringt öfter bei den Mädchen Verunsicherungen mit sich, denn gerade in dieser Phase ist das Selbstwertgefühl der jungen Frauen nicht immer stabil. In dieser Altersspanne haben Mädchen einen größeren Fettanteil und fühlen sich oft in ihrem eigenen Körper unwohl. Die Burschen hingegen bilden ihre maskuline Seite aus, was ihnen mehr Selbstzufriedenheit gibt. Beide Geschlechter müssen sich mit den körperlichen Veränderungen zurechtfinden und weisen in der Jugendphase meist ein labiles Selbstwertgefühl auf. Insgesamt haben jedoch pubertierende Mädchen einen verschärft kritischen Blick auf ihr Äußeres (vgl. ebd. 2003, S. 41).

Die weiblichen Teenager greifen öfters auf trickreiche Verhaltensweisen zurück, um die eigene Unsicherheit zu kompensieren. Gerade im Gespräch zu Jungen wird manchmal eine unterlegen wirkende Tonlage verwendet und es werden Themen aufgegriffen, über welche das Gegenüber auch reden kann. Formulierungen wie „Ich kenn mich in diesem Gebiet nicht hundertprozentig aus, aber ...“ werden häufiger herangezogen. Diese Form des Sprechens nennt man „tentativ“. Dies bedeutet, dass man seine Autorität durch sein Sprachverhalten untergräbt. Viele pubertierende Mädchen glauben ihre eigene Kompetenz untergraben zu müssen und stellen sich somit oft unbewusst schwächer dar als sie eigentlich sind (vgl. ebd. 2003, S. 42).

4.3.3 Das Thema ‚Liebe‘ in der Adoleszenz

Ebenso aktuell in der Adoleszenz ist das Thema ‚Liebe‘. Gekennzeichnet ist diese durch eine romantische Verklärung und unrealistische Erwartungshaltung. Erst nach den ersten Erfahrungen wird das Thema Partnerschaft aus einem anderen Blickwinkel betrachtet. Dieses mythische Bild der Zweisamkeit verleitet Jugendliche eher dazu ungeschützten Geschlechtsverkehr zu haben. Generell wird das Thema Verhütung eher der Frau zugeschrieben. Mit einher geht eine gewisse Erwartungshaltung der Jungen gegenüber den Mädchen treu zu sein. Die Burschen hingegen sehen es weniger eng mehrere Sexualkontakte zu haben. Es wird somit als moralisch verwerflicher angesehen, wenn die jungen Damen mehrere Sexualkontakte pflegen, als wenn dies das männliche Geschlecht tut. Außerdem gibt es hier unterschiedliche Wunschvorstellungen über Sexualität im Jugendalter. Mädchen wollen im Gegensatz zu den Jungen mit dem Geschlechtsverkehr meist noch warten (vgl. Steins 2003, S. 42). Unterstützt wird dieses Gedankengut nicht selten durch Gleichaltrige, die diese Vorstellungen bestätigen. Infolgedessen bleibt dieses Muster manchmal auch noch in einer festen Partnerschaft bzw. im Eheleben fest verankert (vgl. ebd. 2003, S. 43).

5. Sozialisation und Prägungen durch die Familie

Im diesem Kapitel geht es anfänglich um die Darstellung verschiedener Familienformen. Anschließend werden die Auswirkungen einer Trennung auf die Familie betrachtet sowie Wertvorstellungen und Dynamiken im Familiengeschehen. Ebenfalls zum Thema wird die sexuelle Orientierung des Kindes und die damit verbundenen möglichen Schamgefühle. Zuletzt wird das Mutter-Tochter sowie das Vater-Tochter Verhältnis näher unter die Lupe genommen.

5.1 Familienformen

Sowohl im alltäglichen Sprachgebrauch als auch in der Wissenschaft stellt es kein einfaches Unterfangen dar, die Begrifflichkeit „Familie“ klar zu definieren. Das Wort selbst stammt aus dem Lateinischen (*familia*) und bedeutet übersetzt „Hausbestand“ (vgl. Langmeyer 2015, S. 5). Für manche scheint eine Familie nur eine zu sein, wenn ein Kind aus dieser hervorgegangen ist oder wenn eine Eheschließung vollzogen wurde. Andere wiederum definieren eine Familie

unabhängig von diesen Kriterien. So kann man dies auf soziologische als auch biologische Determinanten zurückführen. Die biologische Komponente fokussiert auf das Erbgut der Familienmitglieder, frei nach dem Motto “Die jeweilige Person hat die gleichen Gene, das gleiche Blut und gehört nun zur Familie”. Die soziologische Perspektive bietet hierbei einen größeren Spielraum und grenzt dadurch vielfältige Familienkonstellationen nicht aus. Hier wird davon ausgegangen, dass ein Kennzeichen des Familiensystems konstante Beziehungen und Kommunikationsformen darstellen. Zudem kann das Augenmerk generationsübergreifend erfolgen, indem die Personen bzw. Rollen der jeweiligen Mitglieder (Vater, Mutter, Tochter, Großmutter, Tante, etc.) klar definiert werden. Dabei spielen auch psychologische Faktoren eine große Rolle. Das System Familie wird dabei auf ein nahestehendes Verhältnis und eine räumliche Nähe über einen längeren Zeitraum heruntergebrochen (vgl. ebd. 2015, S. 5f).

Nach dem Kernfamilien-Konzept der Vereinten Nationen bilden Ehepaare oder Lebensgemeinschaften mit oder ohne Kinder bzw. Elternteile mit Kindern eine Familie. Kinder sind alle mit ihren beiden Eltern oder einem Elternteil im selben Haushalt lebenden leiblichen, Stief- und Adoptivkinder, die ohne eigene Partnerin/eigenen Partner im Haushalt leben und selbst noch keine Kinder haben, unabhängig vom Alter des Kindes. In diesem Konzept von Familie sind somit auch Mütter und Väter mit erwachsenen Kindern enthalten. Söhne und Töchter, die bereits aus dem Elternhaus ausgezogen sind, können nicht berücksichtigt werden. Jede Kernfamilie stellt eine eigene Analyseeinheit dar, unabhängig davon, ob die Kernfamilie mit weiteren Kernfamilien oder zusätzlichen Personen einen Haushalt bewohnt (Statistik Austria 2018, o.S.).

Aus derzeitigem Stand zeigt sich, dass sich Partnerschaften mit Eheschließung in Summe verringern. Das Zusammenleben in alternativen Familienformen ohne Partnerschaften mit Eheschließung nimmt jedoch zu. Diese haben mehr Möglichkeiten ihre Familie als offenes, individuelles System zu gestalten, da sie an keine Institution gebunden sind. Heutzutage ist somit der aktuelle Familienstand häufig mehr eine Umschreibung des aktuellen Status quo als ein in Stein gemeißelter Fakt (vgl. Neuwirth 2011, S. 11).

Die heutige Vielfalt der möglichen Beziehungssysteme macht einen Überblick oft schwierig. Neben der klassischen Kernfamilie (Eltern-Familien) gibt es Familien mit einem Elternteil, Patchworkfamilien und alternative Familiengründungen ohne ehelichen Hintergrund. Auch Scheidungen, Verwitwung, Adoption, aber auch das Hinzukommen neuer Beziehungspartnerinnen/Beziehungspartner verändern das System einer Familie. Dadurch treten auch neue

Familienmitglieder, wie beispielsweise Stiefmutter, Stiefvater, Stiefschwester/-bruder etc. in den Bund ein (vgl. Statistik Austria 2018, o.S.).

Es lassen sich somit eine Vielzahl an Familienformen unterscheiden. Nachfolgend wird versucht ein Überblick über die wichtigsten Familienformen zu schaffen:

- **Kernfamilie**
- **Patchworkfamilie** (Stieffamilie, Adoptivfamilie, Fortsetzungsfamilie)
- **Regenbogenfamilie** – Familie, deren Kinder bei gleichgeschlechtlichen Partnern aufwachsen
- **Mehrgenerationenhaushalte (Großfamilie)** – Hier leben mehrere Generationen in einem Haushalt.
- **Ein-Kind-Familie**
- **Ein-Eltern-Familie**
- **Kleinfamilie** – Eine Familie mit zwei Elternteilen und einem Kind/mehreren Kindern
- **Kommune** – Eine Lebensgemeinschaft, die verbindlich zusammenlebt ohne miteinander verwandt zu sein oder sexuell miteinander verbunden zu sein
- **Lebensabschnittspartnerschaften** – Lebensgemeinschaft für eine bestimmte Zeit
- **Living-apart-together** – Familie, die sich keinen gemeinsamen Haushalt teilt
- **Wohngemeinschaft** – Eine Personengruppe, die den gemeinsamen Haushalt miteinander teilt
- **Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften**
- **Zweitfamilie** – Wenn eine Familie nach der Gründung einer Kernfamilie entsteht (z.B. bei Scheidung/Trennung und Kinder von einer vorherigen Beziehung in ein neues Familiensystem gebracht werden) (vgl. Peuckert 2008. S. 9ff).

5.1.1 Die Trennung in einer Familie und ihre Folgen

Wenn die Beziehung der Eltern einen schlechten Verlauf nimmt, kann sich dies auch auf das Kind auswirken. Die Psychologin und Therapeutin Stefanie Stahl geht in ihrem Werk „Jein!: Bindungsängste erkennen und bewältigen. Hilfe für Betroffene und deren Partner“ davon aus, dass eine disharmonische Beziehung der Eltern meist negative Auswirkungen auf die Beziehungswelt der Kinder hat. Nicht selten haben Kinder aus zerstrittenen Familienhäusern ebenfalls Probleme in ihren eigenen Partnerschaften. Auch wenn sie liebevoll erzogen wurden, so herrscht dennoch das Bild, dass eine Liebesbeziehung nichts Gutes ist, in ihren Köpfen. Dabei soll es noch ungünstiger sein, wenn sich Eltern andauernd streiten, als dass sie sich endgültig trennen. Auch, wenn sich Eltern trennen, so kann dies für die Nachkommen gut ausgehen. Es ist maßgeblich hierbei zu beachten, dass die Kinder in den jeweiligen Konflikt nicht mit einbezogen werden und sie zu beiden Elternteilen ein gutes Verhältnis aufrechterhalten können. In diesem Sinne lernen die Kinder, dass Konflikte bzw. ernsthafte Situationen auch bewältigt werden können. Zudem tut es den Kindern gut, wenn sie sehen, dass die Eltern dann besser miteinander zurechtkommen (vgl. Stahl 2008, S. 125f).

Wenn jedoch Eltern in einer dysfunktionalen Beziehung verharren, so kann dies den Kindern das Bild vermitteln, dass Streit nicht überwindbar ist. Die Situation ist dadurch lähmend und Kinder verinnerlichen, dass Konflikte nicht lösbar sind. Die Folge ist, dass Kinder dazu neigen Auseinandersetzungen aus dem Weg zu gehen oder ihnen mit Aggressivität zu begegnen. Diese Kinder haben keine gute Basis, um selbst Liebesbeziehungen einzugehen, in welche sie auch vertrauen (vgl. ebd. 2008, S. 126).

Eine Trennung kann sich auch schlecht auf die jüngsten Familienmitglieder auswirken, wenn damit weitreichende Konsequenzen verbunden sind. So ist es ein Nachteil, wenn zum Beispiel ein Elternteil gar nicht mehr zugänglich ist. Dies sind traumatische Erfahrungen für ein Kind, die in dessen Leben Spuren hinterlassen (vgl. ebd. 2008, S. 127).

Die Zahl der Eheschließungen in Österreich sinkt seit den 1960ern. Zeitgleich steigt die Scheidungsrate seit den 1960ern über den Zeitraum von fünf Jahrzehnten von gerundet 8.000 Scheidungen (1960) auf 20.000 (im Jahr 2008) an (vgl. Schipfer/Neuwirth/Kaindl 2011, S. 11).

5.2 Wertvorstellungen und Dynamiken innerhalb der Familie

Besonders bedeutend sind die Erfahrungen, die Jugendliche im Laufe ihres Lebens in ihrer Ursprungsfamilie machen. Diese aus der Herkunftsfamilie stammenden Erfahrungen wirken sich wiederum auf die Liebesbeziehungen der/des Jugendlichen/Jugendlichen aus. Die Wertvorstellungen der Familie sind zentral für die Bindungsfähigkeit der Nachkommen. Eltern haben somit eine große Vorbildfunktion für ihren Nachwuchs (vgl. Wendt 2009, S. 18).

Auffallend ist hierbei, dass Mädchen und Burschen, die besonders belastende Erfahrungen in ihrem Elternhaus machen mussten, sehr früh geschlechtsreif werden. Zu diesen Erfahrungen zählt zum Beispiel häufiger Streit. Kinder, deren Eltern sich trennen bzw. scheiden lassen, gehören auch zu dieser Kategorie. Ebenso zählen dazu Nachkommen, die in einer Stieffamilie aufwachsen. Auch Kinder mit einer alleinerziehenden Mutter tendieren dazu schneller die biologische Reife zu erreichen. Weiters führt ein konfliktreiches Verhältnis zwischen den Eltern und der/dem Heranwachsenden selbst zu einer frühen Reife. Jugendliche, welche in schwierigeren Verhältnissen aufgewachsen sind, gehen zudem auch früher als Gleichaltrige aus harmonischen Familienverhältnissen Sexualkontakte ein. Außerdem gibt es die Tendenz, dass Erwachsene aus schwierigen Verhältnissen öfter und früher Liebesbeziehungen als andere Personen in diesem Alter eingehen. Diese Partnerschaften sind jedoch tendenziell von kürzerer Dauer. Es zeigt sich zudem, dass diese kurzen Beziehungen auch von einer schwach ausgeprägten emotionalen Bindung gekennzeichnet sind. Mehrere Studien weisen darauf hin, dass das Klima innerhalb der Ursprungsfamilie diese weitreichenden Konsequenzen mit sich trägt (vgl. ebd. 2009, S. 18).

Die Beziehungsgestaltung innerhalb der Herkunftsfamilie wirkt sich zudem auch auf die Qualität der späteren Bindungen aus. Tendenziell sind Nachkommen mit einem problematischen Elternhaus auch in späteren Beziehungen eher verunsichert und ängstlich. Häufigere Beziehungsprobleme sowie eine als unsicher erlebte Partnerschaft sind die Folge. Hinzu kommt, dass diese Konflikte meist auf keine guten Lösungsstrategien treffen. Jugendliche mit einem schwierigen Verhältnis zu den Eltern hatten meist keine gute Möglichkeit eine konstruktive Konfliktbewältigung zu erlernen (vgl. ebd. 2009, S. 18).

Neben der Beziehungsqualität zwischen den Eltern in der Ursprungsfamilie hat auch das Verhältnis zwischen den Eltern und dem Kind einen großen Stellenwert. Vor allem die Verbundenheit zur Mutter hat hier einen großen Einfluss. Sofern das Kind von der Mutter liebevoll

behandelt und als eigenes Individuum anerkannt wurde, hat es die besten Voraussetzungen dies auch in einer sicheren Partnerschaft zu erleben (vgl. ebd. 2009, S. 18f).

Ein besonders drastisches und tiefgreifendes, aber dadurch auch ein sehr deutlich machendes Beispiel für Wertvorstellungen innerhalb der Familie ist die Beschneidung. Sie stammt aus kulturellen Ansichten, welche oft tief in den Wertvorstellungen von Familien verwurzelt sind. Diese bereits über Generationen hinweg getragene Tradition hat folgenschwere Konsequenzen für eine junge Frau. Durch die Glaubenssätze ihres Umfeldes erleben Mädchen diese Tortur verbunden mit enormen Schmerzen, welche sie oft ein Leben lang mit sich tragen. Grund für diese über Jahrhunderte hinweg praktizierte Untat ist eine verzerrte Sichtweise auf Weiblichkeit (vgl. Méritt 2012, S. 185). So können Wertvorstellungen innerhalb der Familie weitreichende Konsequenzen für die Nachkommen haben.

Durch den sozialen Einfluss der Erzieherinnen/Erzieher wird das Individuum in ihrer/seiner Persönlichkeitsentwicklung geformt (vgl. Schnotz 2011, S. 83). Personen, die das Subjekt willentlich beeinflussen, sind u.a. die/der eigene/n Eltern, Lehrerinnen/Lehrer, Schwester oder Bruder, Verwandte, Freundinnen/Freunde, Betreuerinnen/Betreuer im Kindergarten, Hort etc. Einflussfaktoren stellen hierbei Handlungen dar, die das Kind in seinem Denken und Tun beeinflussen. Beispielsweise können die jeweiligen Erziehungsentwicklerinnen/Erziehungsentwickler ihr Kind loben, schimpfen, ihm etwas erklären, es rügen bzw. es in seinem Verhalten anerkennen. Durch diese Interaktion lernt das Kind, welche Sachverhalte anerkannt werden und welche die soziale Gemeinschaft nicht erwünscht. Es werden dem Kind Werte des jeweiligen Umfeldes vermittelt. Nicht immer erfolgt diese Beeinflussung auf einem direkten, greifbaren Weg. So kann in manchen Fällen die jeweilige Stimmung bzw. das jeweilige Klima innerhalb der Herkunftsfamilie ausreichen, um dem Nachwuchs bestimmte Wertvorstellungen zu vermitteln (vgl. ebd. 2011, S. 83f).

5.2.1 Erziehungsstile

In der pädagogisch-psychologischen Literatur unterscheidet man folgende Erziehungsstile: Autoritäre, demokratische, laissez-faire, nachgiebige sowie vernachlässigende (permissive) Erziehung.

- Der **autoritäre Stil** steht für eine “strenge” Erziehung, bei welchem das Individuum in hohem Maße einer stetigen Kontrolle unterzogen ist. Das Erziehungsverhalten ist in diesem Fall dominant und dem Kind bleiben wenige Möglichkeiten die eigenen Grenzen zu erkunden, da diese von den Bezugspersonen bereits sehr eng gesetzt werden. Dem Kind kommt dadurch wenig Anerkennung entgegen, da es nicht den nötigen Raum hat eigenständige Handlungen zu tätigen und Entscheidungen zu treffen. Kinder, die unter diesen Bedingungen aufwachsen, reagieren darauf häufig mit revoltierendem, aggressivem Verhalten bzw. einer gewissen Unterwürfigkeit, Passivität (vgl. ebd. 2011, S. 86f).
- Der **demokratische Erziehungsstil** hingegen ermöglicht es dem Kind sich mitzuteilen. Somit erhält das Kind einen gewissen Handlungsspielraum und die jeweiligen Schritte sind für es besser nachvollziehbar, da sie gemeinsam festgelegt wurden. Die Intentionen sind somit offengelegt und haben keinen bedrohlichen bzw. ungewissen Charakter. Dabei ist bedeutend, dass die Erzieherin/der Erzieher nicht höher gestellt ist als das Kind und sich beide auf einer gemeinsamen und wertschätzenden Ebene treffen. Das Kind wird durch die Anweisungen der Bezugsperson weder unter- noch überfordert. Die Folgen dieses Erziehungsstils sind, dass das Kind eine gewisse Eigenständigkeit entwickelt und ein angenehmes Klima zwischen dem Kind und der Bezugsperson vorherrscht. Das Kind neigt weniger zu aggressivem Verhalten als beim autoritären Erziehungsstil. Durch diese sichere Basis erhält es die Möglichkeit, eine gewisse Handlungsfähigkeit und Offenheit an den Tag zu legen (vgl. ebd. 2011, S. 87).
- Der **Laissez-faire Erziehungsstil** zeichnet sich durch die Abwesenheit der Erzieherin/des Erziehers aus. Hier überlässt die Bezugsperson dem zu erziehenden Subjekt sehr viel Freiraum. Das Kind hingegen erhält dadurch keinerlei Vorgaben. Ihm wird somit keine Richtung vorgegeben und dadurch ist es auf sich alleine gestellt. Wenn dieses Vorhaben im Zuge einer liebevollen Haltung gegenüber dem jungen Menschen geschieht, so bezeichnet man diesen Erziehungsstil als *permissiv-nachgiebig*. Es herrscht ein emotionales Wohlwollen gegenüber dem Kind, dennoch scheint es keine erzieherische Leitung und in diesem Sinne auch keine Stütze und Führung zu erhalten. Wenn zudem diese emotionale Zuwendung fehlt, wird die Erziehung als *vernachlässigend* betitelt. Die Grenzen sind in diesem Fall zu weit gesteckt und das Individuum reagiert darauf nicht besonders positiv. Ihm kommt zu wenig Wertschätzung entgegen und es

fühlt sich enttäuscht und allein gelassen. Durch die fehlenden Strukturen fühlt sich das Kind überwältigt und überfordert. Im späteren Leben äußert sich dies häufig durch eine fehlende Frustrationstoleranz, eine mangelnde Selbstverantwortung und eine nicht vorhandene Empathiefähigkeit in sozialen Kontakten (vgl. ebd. 2011, S. 87f).

Somit hat das Erziehungsverhalten der Bezugspersonen einen großen Einfluss auf die sich entwickelnden Persönlichkeiten und deren Entwicklung. Um dem Individuum in diesem Sinne die bestmöglichen Chancen zu ermöglichen, sollte sich dieses Miteinander durch Einfühlungsvermögen und eine authentische Umgangsweise auszeichnen. Ebenso gehört es dazu, das Kind in seinem Tun zu fördern und es Stück für Stück in die Selbstständigkeit zu führen (vgl. ebd. 2011, S. 88).

Eltern wird vom National Institute of Child Health and Human Development empfohlen, in der Beziehungsgestaltung zu ihren Kindern reflektiert vorzugehen. Bei Problemen wird den Bezugspersonen nahegelegt sich bewusst Gedanken zu machen, um Entscheidungen im Erziehungsverhalten zielgerecht zu treffen. Dabei wird auf die Verantwortung der Erwachsenen hingewiesen, die Situation adäquat einschätzen zu können und auf das Kind entsprechend des Alters und des Entwicklungsstandes einzugehen (vgl. Stangl 2019a, o.S.).

Die Erforschung der Erziehungsstile war und ist für die Erziehungspraxis von großer Bedeutung. Es gilt jedoch heute der Ansatz, dass es nicht genügt in solchen vereinfachten Kategorien zu denken. Aktuelle Forschungen beschäftigen sich vermehrt mit der Wechselwirkung zwischen der Erzieherin/dem Erzieher und der zu Erziehenden/dem zu Erziehenden. Außerdem wird der Fokus stärker auf das soziale Umfeld und dessen Einflüsse auf die Erziehung gelegt (vgl. Stangl 2019b, o.S.).

In seltenen Fällen können auch unter sehr schlechten Bedingungen aufwachsende Kinder eine gesunde Entwicklung der Persönlichkeit vorweisen. Diese jungen Persönlichkeiten werden als "Unverwundbare" bezeichnet. In den meisten Fällen können die Kinder eine erhöhte Unverwundbarkeit herausbilden, da sie wenigstens eine Bezugsperson haben, die eine unterstützende Rolle in ihrem Leben spielt. Aber auch die Fähigkeiten des Individuums, diese Widrigkeiten in das eigene Leben zu integrieren, spielen hierbei eine Rolle. Ist diese Fähigkeit vorhanden, weisen die Kinder eine erhöhte Kompetenz auf Probleme zu lösen und in soziale Interaktionen zu treten. Außerdem verfügen sie über ein stark ausgeprägtes autonomes Ich (vgl. Schnotz 2011, S. 90f).

Neben dem jeweiligen Erziehungsstil, der Art und Weise, wie die entsprechenden Inhalte vermittelt werden, spielen auch die jeweiligen Wertvorstellungen innerhalb der Herkunftsfamilie eine entscheidende Rolle. So wollen Eltern ihren Kindern bestimmte Werte vermitteln, die sie selbst als bedeutend erachten. Diese Zielsetzungen und Wertvorstellungen sind häufig im jeweiligen gesellschaftlichen System fest verankert. Wenn die zu Erziehende/der zu Erziehende wertekonform handelt, scheint die Einbettung in die soziale Gemeinschaft geglückt zu sein.

5.2.2 Moralvorstellungen

Die Vermittlung von Moralvorstellungen kann auf einem direkten oder indirekten Weg erfolgen. Die indirekte Einflussnahme erfolgt lediglich durch die nicht verbale Anregung der Person sich moralisch "korrekt" zu verhalten, etwa durch das Vorleben der Erziehungsperson. Die direkte Vermittlung erfolgt durch den bewusst verbalen Austausch über diese Inhalte. Die moralische Erziehung zielt darauf ab, das Kind zu diesem gewünschten Verhalten zu motivieren. Dabei soll die emotionale Ebene, aber auch die Verstandesebene miteinbezogen werden (vgl. ebd. 2011, S. 91).

Im Jahre 1964 hat Lawrence Kohlberg den Umgang mit moralischen Dilemmata in drei Entwicklungsstufen unterteilt. Dabei orientierte er sich an der kognitiven Moralentwicklung des Individuums. Jede Entwicklungsstufe teilt sich wiederum in zwei weitere Unterkategorien, die folgend näher erläutert werden (vgl. ebd. 2011, S. 92f). Auch Jean Piaget hat sich mit der Moralentwicklung des Menschen befasst. Sein Fokus lag jedoch mehr auf dem Denken und Verhalten der Kinder. Kohlberg orientierte sich am Modell von Piaget und fügte eine höhere Stufe hinzu (vgl. Brandstätter 2015, S. 239).

Stufen des moralischen Denkens nach Kohlberg

Meist noch Kleinkinder befinden sich in der sogenannten **präkonventionellen Stufe**. Aber auch Erwachsene können sich in diesem Stadium des moralischen Denkens befinden. In der ersten Kategorie "Gehorsamkeit" befolgt der Mensch geradlinig den vorgegebenen normierten Anforderungen der Gesellschaft. Auf der Ebene der *Instrumentalität* hat das Subjekt eine gewisse Erwartungshaltung, die im Zusammenhang mit seinem Handeln steht. Hierbei orientiert sich die Person an den Folgen, die mit der Beachtung bzw. Nichtbeachtung der Norm einhergehen. Das Subjekt fügt sich also den Vorgaben des Systems, um negativen Konsequenzen aus dem Weg zu gehen (vgl. ebd. 2015, S. 240).

In der Adoleszenz gelangen Menschen meist in die **konventionelle Stufe des moralischen Denkens**. Aber auch noch erwachsene Personen können sich in diesem Stadium befinden. In diesem Zuge befolgt das Individuum Gesetzgebungen, die sich an sozialen (Ebene der *interpersonellen Übereinstimmung*), aber auch an rechtlichen Grundsätzen (*Gesetz und Ordnung*) festmachen (vgl. Schnotz 2011, S. 92f). Die sozialen Belange stehen bei dieser Entwicklungsstufe über den rechtlichen Grundsätzen (vgl. Brandstätter 2015, S. 240).

Die **postkonventionelle Stufe** ist für den Menschen eher schwer zu erreichen. Frühestens in der Pubertät kann diese Ebene des moralischen Denkens erreicht werden (vgl. ebd. 2015, S. 241). Die jeweiligen Moralvorstellungen haben hier ihren Ursprung beim Individuum selbst. Unabhängig von den jeweiligen Regelungen und Normen der Gemeinschaft ist die Person in der Lage sich von vorgefertigten Gesetzgebungen zu lösen und Sachverhalte selbst zu reflektieren. Dabei orientiert sich die Einzelperson an *Sozialverträge* der Gesellschaft. Gesellschaftliche Auflagen werden in diesem Zuge nicht als unabdingbar angesehen. Das Subjekt nimmt hierbei Bezug auf *allgemeingültige ethische Vorstellungen*, in welchen die Ehre und die Wertschätzung des Menschen bedeutende Faktoren darstellen (vgl. Schnotz 2011, S. 92f).

Der Entwickler dieses Modells betonte hierbei, dass die moralische Erziehung, also der stetige Austausch über Moralvorstellungen, Menschen in ihrem Denken weiterentwickeln können. So erreicht ein Kind, dessen Eltern sich mit ihm über diese Inhalte austauschen, in dieser Hinsicht leichter eine höhere Entwicklungsstufe als Kinder, deren Bezugspersonen sich um keine Gesprächsbasis bemühen (vgl. ebd. 2011, S. 93).

So haben Eltern durch die Art der Vermittlung und durch die Inhalte, welche sie der nächsten Generation weitervermitteln, einen großen Einfluss auf deren Persönlichkeitsentwicklung. Die dabei herangezogenen erzieherischen Schritte sind zu einem Teil von der jeweiligen Gesellschaft und Kultur geprägt (vgl. ebd. 2011, S. 95).

5.3 Exkurs: Geschlecht und sexuelle Orientierung

Das Thema ‚Geschlecht‘ ist im wissenschaftlichen Kontext multi- und interdisziplinär. Durch diese Perspektivenvielfalt wird der Begriff äußerst komplex. Aus der Perspektive der Soziologie ist das Geschlecht eine strukturelle Kategorisierung. Unsere Geschlechtszugehörigkeit bestimmt hier sozusagen unsere soziale Position und damit verbunden unsere Möglichkeiten uns

in diesem Rahmen zu bewegen. Aus der Sicht der Sozialpsychologie ist das Geschlecht verknüpft mit der eigenen Identitätsfindung. Die Geschlechtsidentität wird hier als ein zentraler Teil unser selbst gesehen.

Dem hinzu kommt die Unterteilung in das biologische, das soziale Geschlecht (gender) und das sexuelle Begehren (desire). In unserer Gesellschaft **Heterosexualität** als normativ angesehen. Beispielsweise entspricht ein Mann (biologisches Geschlecht), der sich in unserer Gesellschaft „männlich“ gibt (soziales Geschlecht) und an Frauen interessiert ist (sexuelles Verlangen) der heteronormativen Grundnorm. Die sogenannte Heteronormativität bezeichnet eine Weltanschauung, in der Mann und Frau in einer Zweierbeziehung sind (vgl. Abdul-Hussain 2014, o.S.).

Das Empfinden des Individuums muss aber nicht zwangsläufig mit dieser normierten Betrachtungsweise übereinstimmen. Es kann sich zum Beispiel mit dem biologisch vorgegebenen Geschlecht bzw. den äußeren Geschlechtsmerkmalen nicht identifizieren. Auch die soziale Geschlechterrolle bzw. der Geschlechtsausdruck kann von der stereotypischen Kategorisierung der Gesellschaft abweichen, indem sich eine Person nicht typisch „männlich“ bzw. „weiblich“ verhält. Die jeweilige Kultur gibt somit den Menschen meist typische Verhaltens- und Ausdrucksweisen vor, die eine „Frau“ bzw. einen „Mann“ ausmacht (vgl. Mèritt 2012, S. 18f).

Zudem muss auch die sexuelle Orientierung nicht zwangsläufig den gesellschaftlichen Normvorstellungen entsprechen (vgl. Abdul-Hussain 2014, o.S.).

Schon gegen Mitte bzw. Ende des 19. Jahrhunderts wurde von Sexualwissenschaftlerinnen/Sexualwissenschaftlern das Phänomen „sexuelle Diversität“ bemerkt. Damals wurden die vielfältigen Formen der Sexualität ähnlich wie die Homosexualität als eine psychopathologische Störung wahrgenommen. Sexualität wurde vor Freud noch als etwas Urgegebenes bzw. Triebgesteuertes deklariert und dementsprechend war die sexuelle Orientierung ein Thema der Medizin. Es galt somit als „anormal“ eine dem traditionellen Bild (die zweigeschlechtliche Heterosexualität zwischen Mann und Frau) abweichende Geschlechtsidentität bzw. sexuelle Orientierung zu verkörpern (vgl. Lewandowski 2012, S. 10f).

Ein großer Umbruch dieses Ansatzes der Sexualwissenschaft erfolgte durch Sigmund Freud, der die in der Gesellschaft als „normal“ angesehene und anerkannte Heterosexualität als nichts Naturgegebenes sah. Vielmehr sah er sie als einen Prozess an, der sich durch äußere

Bedingungen wie Erziehung sowie das Verhältnis zu Vater und Mutter etc. entwickelt. Das sogenannte "Triebchicksal" formt sich laut Freud aus diesen Bedingungen. Aus seiner Perspektive ist diese Herausbildung der Sexualität über die Lebenszeit das Aufgabengebiet der Psychologie. Dieser Ansatz galt damals auch für Sozialwissenschaftlerinnen/Sozialwissenschaftler als Ankerpunkt für die Erforschung der Sexualität. Mit der verstärkten sozialwissenschaftlichen Perspektive aus den 1970er Jahren wurde nicht nur der biologische Ansatz der Sexualwissenschaft, sondern auch das Triebmodell von Freud hinterfragt. Beide Sichtweisen galten fortan als verengt und es etablierte sich eine sozialwissenschaftliche Sichtweise, die Sexualität als etwas Ressourcenorientiertes sieht. Diese neue Anschauung sieht Sexualität zugleich als von gesellschaftlichen Machtstrukturen beeinflusst, die zudem einem historischen Wandel unterliegt. Zeitgleich entwickelten sich weitere Perspektiven basierend auf den unterschiedlichen Bereichen der Sozialwissenschaften, welche beispielsweise auf dem Poststrukturalismus (Michael Foucault), dem Symbolischen Interaktionismus (George Herbert Mead), der Frauen- und Geschlechterforschung sowie der Modernisierungstheorie beruhen. Auch systemtheoretische Ansätze führten dazu, dass gesellschaftliche Machtstrukturen in Bezug auf Sexualität kritisch hinterfragt wurden (vgl. ebd. 2012, S. 11ff).

Angelehnt an Michael Foucault geht Judith Butler davon aus, dass das biologische und das soziale Geschlecht ein Konstrukt der Gesellschaft ist und von dieser geformt wird. In ihrem Werk „Das Unbehagen der Geschlechter“ dekonstruiert die Philosophin diesen allgemeingültigen Ansatz und geht mit ihrer „Queer-Theorie“ auf das ‚Geschlecht‘ und die ‚Identität‘ neu ein (vgl. Both 2019, o.S).

Auch sie unterscheidet hier „sex“, „gender“ und „desire“. Zusammenhänge sind laut Butler zwischen diesen Kategorisierungen nicht naturgegeben sondern vielmehr ein gesellschaftliches Konstrukt. Die Queer-Theorie übt Kritik am gesellschaftlichen Bild der Heteronormativität, in welchem die Zweigeschlechtlichkeit und das sexuelle Erleben zwischen Frau und Mann als Norm vorausgesetzt wird. Die Queer-Theorie legt zudem den Fokus auf Machtformen, die sich um das soziale Konstrukt des biologischen und sozialen Geschlechts innerhalb unserer Gesellschaft gebildet haben (vgl. ebd. 2019, o.S.).

In der jüngerern Geschichte wird die Unterteilung von Sex und Gender hinterfragt. Butler weist darauf hin, dass die biologische Etikettierung und Einordnung sozialen Prozessen unterliegt. Auf der anderen Seite macht die Neurowissenschaft auf die Rekursivität (Wechselwirkung) von

biologischen und psychologischen Prozessen aufmerksam. Die Struktur unseres Gehirns ist stark von unserem Tun und Handeln beeinflusst. Jedoch wirkt sich auch die Gehirnstruktur wiederum auf unser Verhalten aus (vgl. Abdul-Hussain 2014, o.S.). „Geschlecht ist darüber hinaus nicht isoliert zu betrachten, sondern immer in Wechselwirkung mit weiteren sozialen Kategorien wie Alter, Hautfarbe, ethnischer Herkunft, Behinderung oder Beeinträchtigung, sexuellen Orientierungen, Religion oder Weltanschauung“ (Abdul-Hussain 2014, o.S.).

Anne Wizorek (1981*) setzt sich für Geschlechtergerechtigkeit ein und dies sowohl im Netz (Gründerin des Gemeinschaftsblogs kleinerdrei.org) als auch im Leben außerhalb des Internets. Die in Berlin lebende feministische Aktivistin, Beraterin für digitale Strategien und Autorin stieß 2013 mit dem Hashtag #aufschrei eine weitgehende Diskussion rund um das Thema ‚Alltagssexismus‘ an. Sie wurde mit diesem Hashtag mit dem Grimme Online Award ausgezeichnet und schrieb darauffolgend das Buch ‚Weil ein #aufschrei nicht reicht – Für einen Feminismus von heute‘. Drei Jahre später rief sie mit 21 anderen AktivistInnen den Hashtag #ausnahmslos, bei dem es gegen Rassismus und sexualisierte Gewalt ging, ins Leben.

Mittlerweile ist sie Botschafterin des Themenjahres gegen Geschlechterdiskriminierung und Mitglied der Sachverständigenkommission der Bundesregierung in Deutschland. Sie verfasste den 2. Gleichstellungsbericht mit, welcher im Sommer 2017 öffentlich wurde. Ein Jahr später wurde ein von ihr verfasstes Plädoyer für eine geschlechtergerechte Sprache in der Streitschrift ‚Gendern?!‘ publiziert (vgl. Wizorek 2019, o.S.).

In ihrem Buch ‚Weil ein #aufschrei nicht reicht – Für einen Feminismus von heute‘ erörtert sie die im englischen Sprachraum entstandene Abkürzung ‚LGBTQI‘.

Die international verwendete Buchstabenreihe (z.B. EU, Vereinte Nationen, Europarat, Menschenrechtsorganisationen) steht für **l**esbische, **s**chwule, **b**isexuelle, **t**ransgender, **q**ueere und **i**ntersexuelle Menschen. Es ist eine Sammelbezeichnung für sexuelle Vielfalt, welche sich von der Anschauung der Heteronormativität abgrenzt (vgl. Nordt/Kugler 2012, S. 9).

„LGBTQI“ bedeutet ausgeführt:

L - Lesbian (Lesben – gleichgeschlechtlich orientierte Frauen),

G - Gay (Schwule – gleichgeschlechtlich orientierte Männer),

B – Bisexual (Bisexuelle – Menschen, die sich sowohl zu Männern als auch Frauen bzw. zu mehr als einem Geschlecht hingezogen fühlen)

T – Transgender (Transgender – Menschen, die eine andere Geschlechtsidentität bzw. -rolle haben, als die von Geburt an zugewiesene. Meist wurde diese von Beginn ihres Lebens an anhand der körperlichen Geschlechtsmerkmale zugewiesen.)

Q - Queer (Queere – ein Sammelwort für Menschen, welche die Heteronormativität kritisch hinterfragen),

I – Intersexual (Intersexuelle – Intersexuelle Menschen haben von Geburt an kein eindeutiges weibliches bzw. männliches biologisches Geschlecht. Die Geschlechtsmerkmale sind nicht eindeutig zuordenbar und sie sind dadurch weder als Mann oder Frau kategorisiert worden. Intersexuelle haben somit ein unbestimmtes Geschlecht.) (vgl. Wizorek 2014, S. 315f)

Es können hierbei auch nur einzelne Buchstaben genannt werden, um sich auf die jeweiligen Personen zu fokussieren. Doch wie auch immer Menschen bezeichnet bzw. kategorisiert werden, so geht es bei dieser Abkürzung um die Betonung der Vielfalt (vgl. ebd. 2014, S. 156).

Das aus dem englischen Raum stammende, vollständige, ausgeführte Acronym lautet LGBTQQPIAA und wird hierbei mit den Begriffen Questioning, Pansexual, Intersexual, Asexual und Ally ergänzt. Meist wird aber nur LGBTI oder LGBTQ angeführt (vgl. Medizinische Universität Wien 2019, o.S.).

5.3.1 Glossar zum Thema geschlechtliche und sexuelle Vielfalt

Um ein besseres Verständnis bzw. einen Überblick zu erhalten, erfolgt im Folgenden eine genauere Erörterung von wichtigen Begrifflichkeiten, die bisher noch nicht genauer ausgeführt wurden.

- **Agender, Genderless** - Begrifflichkeit für Menschen, welche sich keiner Geschlechtsidentität zugehörig fühlen oder das Gefühl haben keine Geschlechtsidentität zu haben (vgl. ebd. 2019, o.S.).
- **Asexualität** beinhaltet, dass die Person keine sexuelle Neigung über eine längere Zeit hinweg verspürt (vgl. Méritt 2012, S.17).

- **Ally** – Der Begriff wird verwendet, um Menschen zu bezeichnen, welche sich selbst in der dominierenden (meist vorwiegend anerkannten und akzeptierten) Gruppe in unserer Gesellschaft klassifizieren, aber für die Toleranz nicht normkonformer Arten von Geschlechtlichkeit und sexueller Orientierung eintreten. Am Beispiel der Heteronormativität setzt sich die heterosexuelle Person für die Queer-Theorie ein und unterstützt Rechte von Personen, die nicht heterosexuell sind (vgl. University of Illinois Springfield 2019, o.S.).
- **Bisexuelle Personen** hingegen fühlen sich zu männlichen und weiblichen Personen hingezogen, wobei dies auch parallel verlaufen kann (vgl. Méritt 2012, S.17).
- **„Cisgender, Cissexuell** - eine Bezeichnung für Personen, bei denen das biologische Geschlecht, die Geschlechtsidentität bzw. die Geschlechtspräsentation (Ausdruck und Verhalten) übereinstimmen (vgl. Medizinische Universität Wien 2019, o.S.). Zur Geschlechtsidentität **“Cisgender”** gehören also Personen, bei denen das biologische Geschlecht mit dem Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit übereinstimmt (vgl. Méritt 2012, S.17).
- **Genderfluid** – Personen, deren Geschlechtsidentität sich bezogen auf bestimmte Situationen oder sich mit der Zeit ändert. Im Unterschied zur einer gender-queeren Geschlechtsidentifikation ist Genderfluid nicht immer außerhalb der Geschlechterbinarität zu kategorisieren (vgl. Medizinische Universität Wien 2019, o.S.).
- Der sogenannte **“Geschlechtsausdruck”** beschreibt, wie, also durch welche Ausdrucksweise, die jeweilige Person ihre Geschlechtszugehörigkeit ihrem Umfeld zu erkennen gibt (vgl. Méritt 2012, S. 18f).
- Der Wortlaut **“Homosexualität”** wird verwendet, wenn sich der Mensch zu einer Person mit derselben Geschlechtlichkeit hingezogen fühlt. Wenn ein Mann eine sexuelle Anziehung gegenüber einem anderen Mann empfindet, so werden diese oft auch als *“schwul”* bezeichnet. Hingegen werden zwei Frauen, welche sich gegenseitig sexuell anziehend finden, als *“lesbisch”* betitelt (vgl. Lautmann 2015, S. 30ff).
- Personen, die sich als **pansexuell** bezeichnen, erleben ihre Sexualität, indem sie sich zu allen Geschlechtern hingezogen fühlen. Diese Menschen sind selbst oft transsexuell oder bezeichnen sich als **“Queer”** (vgl. Méritt 2012, S. 17).

- **Polyamorie** bezeichnet eine nicht-monogame Liebe mit Verantwortung gegenüber den jeweiligen Personen in dem Beziehungsgeflecht (vgl. Lautmann 2015, S. 30ff).
- Der Wortlaut “**Trans**” bedeutet hierbei, dass das biologische Geschlecht von dem der Geschlechtsidentität und -rolle abweicht.
- **Queer** wiederum bedeutet, dass die jeweilige Person sich nicht in eine gesellschaftliche Kategorisierung hinsichtlich ihrer Sexualität zuordnen möchte bzw. kann. Für die jeweilige Person gibt es kein allgemeingültiges Mann- bzw. Frau-Sein. Der Wortlaut “**queer**” bezeichnet also Menschen, die sich der vorgegebenen dichotomen Kategorisierung von Geschlecht nicht unterordnen und ein anderes Geschlecht als ihr biologisches vorweisen (vgl. Méritt 2012, S.17).

Heute tolerieren wir nach Fiedler inzwischen eine größere Bandbreite von Geschlechtlichkeit und sexueller Orientierung und fokussieren damit die Individualität des Menschen (vgl. Fiedler 2004, S. 53).

Eine Studie des National Opinion Research Centers (NORC), mit ihrem Sitz in Chicago, führt in regelmäßigen Abständen Erhebungen in Form von Befragungen durch. Seit 1973 gibt es auch Ergebnisse zu der Einstellung zu Homosexualität. Dabei kristallisiert sich heraus, dass Menschen im fortgeschrittenen Alter eine eher homophobe Haltung vertreten (vgl. ebd. 2004, S. 76).

Transgender sowie Transsexualität spielen in der Pubertät eine große Rolle, da die jungen Menschen in dieser Lebensphase ihre Sexualität neu entdecken (vgl. Koppetsch/Lewandowski 2015, S. 8).

Eine besondere Herausforderung für Jugendliche stellt das sogenannte ‘Coming out’ dar. Dabei kann man zwischen einem inneren und äußeren Coming out unterscheiden. Beim Ersteren werden sich die jungen Menschen selbst bewusst, dass sie lesbisch, schwul oder bisexuell sind. Im Zuge des äußeren Coming out werden außenstehende Personen über die eigene sexuelle Orientierung informiert. Dies ist nicht immer einfach für die jungen Leute, da noch viele Menschen bewusst oder unbewusst von einer heterosexuellen Normativität ausgehen und die Teenager mit stereotypischen Vorstellungen der Gesellschaft konfrontiert sind. Diese Phase kann viele Gefühle wie Wut, Trauer, Verunsicherung hervorrufen und die Pubertierenden haben meist eine schwierige Phase sich ihrer eigenen Identität bewusst zu werden (vgl. Skutelnik 2015, S. 13f).

Die erhöhte psychosoziale Belastung von lesbischen, schwulen, bisexuellen und transsexuellen Jugendlichen führt dazu, dass sie vermehrt unter einer negativen Selbstwahrnehmung leiden. Zudem tendieren sie zur Unterdrückung ihrer sexuellen Orientierung bzw. der Geschlechtsidentität und neigen zu negativen Bewältigungsmustern. So haben Jugendliche, die nicht der geschlechtlichen bzw. sexuellen Heteronormativität entsprechen ein 4-6-fach erhöhtes Risiko für Suizidalität. Zudem sind sie vermehrt von Obdachlosigkeit betroffen (vgl. Nordt/Kugler 2012, S. 9). Sie neigen zudem häufiger zu Depressionen, Schlaf- und Essstörungen, Angst- und Schuldgefühlen sowie zum Konsum von Alkohol und Drogen (vgl. ebd. 2012, S. 40).

Manchmal wird somit die sexuelle Orientierung lange Zeit vor der Außenwelt versteckt. So variiert das Alter der Menschen, die sich outen und somit den Mut finden sich gegenüber anderen zu öffnen (vgl. Wilde 2009, S. 19).

*„Der englische Begriff Coming-out bezeichnet den Prozess des Bewusstwerdens und Anerkennens der eigenen sexuellen Orientierung. Das innere Coming-out bei lesbischen und schwulen Jugendlichen dauert durchschnittlich etwa zwei bis drei Jahre. Das äußere Coming-out, bei dem auch die Umwelt informiert wird, ist ein Prozess, der lebenslang andauert. Auch bei Trans*personen wird von einem Coming-out als Transfrau bzw. Transmann gesprochen. Viele heterosexuelle Frauen und etwas seltener auch Männer, die zum Teil lange in einer Ehe gelebt und Kindern großgezogen haben, erleben ein so genanntes spätes Coming-out, nachdem ihre Kinder aus dem Haus sind“ (Dreier/Kugler/Nordt 2012, S. 3).*

Besonders gegenüber den eigenen Bezugspersonen ist es oft ein schweres Unterfangen sich zu öffnen und über die eigenen Gefühle zu sprechen. Eltern reagieren im ersten Moment häufig geschockt und geben auf die Bedürfnisse des Nachwuchses wenig acht (vgl. Dawson 2015, S. 139f). Obwohl die Kinder oft schon vorher Zeichen setzen, indem sie zum Beispiel über das Thema Homosexualität mit den Eltern im Allgemeinen sprechen, so sind Eltern meist dennoch von der Nachricht ergriffen. Viele Fragen und Ängste kommen auf. „Wie sieht es nun mit der Familienplanung meines Kindes aus?“, „Handelt es sich hier nur um eine Phase?“, „Warum gerade mein Kind?“ oder „Was habe ich falsch gemacht?“, stellen typische Gedanken von Eltern in diesem Zusammenhang dar. Oft erst nachdem sich die Eltern ein wenig Raum und Zeit nehmen konnten, gelingt es ihnen die gleichgeschlechtliche Orientierung des Kindes anzuerkennen und in ihr Leben zu integrieren (vgl. RosaLila Pantherinnen 2015, S. 15f).

5.4 Mutter-Tochter-Beziehung

Das eigene Körpererleben wird durch eine Wechselwirkung aus inneren und äußeren Faktoren beeinflusst. Dabei spielen die Erfahrungen mit den Eltern eine übergeordnete Rolle. Es ist ein Zusammenspiel aus verschiedenen Gefühlslagen, die an die/den Teenager herangetragen werden. Hierbei können wiederkehrende Vorstellungen, Wünsche, Bedürfnisse und Ängste der Eltern auf die Pubertierende/den Pubertierenden projiziert werden. Auch gesellschaftliche Vorstellungen fließen in diesen Prozess mit ein und prägen die Vorstellungswelt beider Generationen und somit auch Körperlichkeit und Sexualität der Adoleszentin/des Adoleszenten. In diesem Kapitel wird näher darauf eingegangen, welche Rolle die Mutter im Zuge dieser Entwicklung spielt (vgl. Rohr 2008, S. 61ff).

Als Säugling befinden sich Menschen in einer Abhängigkeitsbeziehung zur Mutter. Die Bedürfnisse des Babys werden bestenfalls durch diese gestillt. Nur so kann sich das Kind geborgen und sicher fühlen. Es ist zutiefst auf die Liebe und Fürsorge der Mutter angewiesen und bildet bestenfalls ein sogenanntes „Urvertrauen“ heraus, welches auch maßgeblich für die Beziehungsfähigkeit des Kindes ist. Die Bindung zur Mutter ist somit für den Menschen überlebenswichtig und von sehr großer Bedeutung. Das Verhältnis zur eigenen Mutter ist für den Menschen nicht nur als Baby essentiell, denn auch in späteren Lebensphasen ist dieses sehr ausschlaggebend für die Entwicklung des jeweiligen Individuums. Die Beziehung zur Mutter ist gekennzeichnet durch Prozesse des Loslassens und der Nähe. Besonders in der Pubertät erfolgt eine Phase der Neuorientierung und Abnabelung von der Mutter (vgl. Stahl 2008, S. 71ff).

Im Rahmen der Pubertät kommt unweigerlich die Frage auf, inwiefern die Mutter sowie die Tochter ihre eigene Körperlichkeit, Sexualität sowie Weiblichkeit leben können. Erlaubt die Mutter der Tochter ihre eigene Identität zu erwerben oder wird diese durch Prägungen und Wertvorstellungen des Elternteils in ihrem Sein eingeschränkt? Und wenn die Tochter nicht an den Vorstellungen und Mustern der Mutter anknüpft, inwieweit wird dies toleriert? Darf die Tochter einen anderen, womöglich uneingeschränkten Zugang zu ihrem Körper und zu ihrer Sexualität erleben? Die Mutter kann dabei in die Jugendliche die in ihrer eigenen Pubertät erlebten Gefühle projizieren. Unerfüllte Bedürfnisse sowie Ängste beeinflussen dabei das Verhältnis zur Tochter. Bei diesem Prozess spielt auch die eigene damalige Mutterfigur eine übergeordnete Rolle, so die psychoanalytische Perspektive (vgl. Rohr 2008, S. 54f). Die Reaktion des Elternteils hängt somit stark davon ab, inwiefern die damaligen Erfahrungen aus ihrer

Jugendzeit bereits verarbeitet werden konnten. Außerdem geht es darum, ob die Mutter es akzeptieren kann, dass ihre Tochter nun das Leben als Erwachsene noch vor sich hat, während sie selbst der Lebensphase "Alter" näher kommt (vgl. ebd. 2008, S. 55). Es kommt somit die Frage auf, ob und wie weit sich das Leben bzw. die Verkörperung als Frau und das Ausleben der Sexualität der Tochter von jenem der Mutter unterscheidet. Es steht die Entscheidung, inwieweit die Mutter der Tochter diese Entwicklungsprozesse erlaubt, im Mittelpunkt. Gibt sie der Tochter mehr Erfahrungsraum als sie ihn haben durfte, oder überträgt sie ihre eigenen Schranken auf das eigene Kind? Die Tochter nimmt gelegentlich eine enttäuschte Haltung gegenüber der eigenen Mutter ein, da diese Ängste und andere Gefühle bei der Adolezentin entfacht. Gerade im Jugendalter nehmen die Mädchen die Begrenzungen seitens der Mutter feinfühlicher wahr. Zentral ist somit, ob die Tochter es vermag mit dieser Unzufriedenheit umzugehen. Wenn der weibliche Jugendliche aus diesem Muster lernt und einen neuen und eigenständigen Weg in ihr Leben als baldig erwachsenen Menschen einschlägt, dann kann sie für sich an Erfahrung bzw. Lebensqualität hinzugewinnen. Einen weiteren Faktor stellt hier die Vergänglichkeit dar, da die Mutter es akzeptieren muss, dass die Tochter nun in das Erwachsenenleben eintritt, während sie einen Teil ihres Daseins als Erwachsene schon erlebt hat (vgl. Flaake 2004, S. 54f).

Mit dieser Anforderung und der anstehenden Ablösung der Tochter kann sehr unterschiedlich umgegangen werden. Einerseits besteht die Möglichkeit diesen Lebensabschnitt zu nützen, um das bisherige Erlebte Revue passieren zu lassen. Die Reflexion der eigenen unerfüllten Bedürfnisse des bis dato Erreichten sowie die Auseinandersetzung mit der derzeitigen Lebenssituation kann dazu führen, dass die Tochter losgelassen wird. Sie wird dadurch in ihrer Rolle als Frau bestärkt. Andernfalls kann aber der Neid gegenüber Tochter diese Wege auch versperren. Hier wird vor allem auch die Missgunst gegenüber der Liebesbeziehung der Tochter bemerkbar. In diesem Fall besteht eine Rivalität gegenüber der Partnerin/dem Partner der Tochter und es werden auch dementsprechende Botschaften an die pubertierende Frau gesendet. Dies kann oft auf subtile Weise erfolgen, indem die Mutter die Tochter spüren lässt, dass Lust etwas Schlechtes sei und nicht gelebt werden darf. Auch wenn bewusst ein anderes Vorhaben angestrebt wird, so erhält die Tochter eher kritische als bestätigende Signale gegenüber ihrem Körper. Durch diese kritische Perspektive auf die Weiblichkeit bleibt es der Tochter verwehrt es besser zu haben als die eigene Mutter (vgl. Rohr 2008, S. 55ff). Dieser Mechanismus zwischen Tochter und Mutter kann auf verschiedene Art und Weise bewältigt werden. Die Mutter hat die Möglichkeit von ihrem Kind zu lernen und die neu gewonnenen Erfahrungen in ihr eigenes Leben

zu integrieren. Es kann jedoch auch eintreffen, dass die Missgunst überwiegt oder die Mutter versucht ihre Tochter zu bremsen. In diesem Falle werden dem Mädchen Botschaften vermittelt, welche den Erfahrungsraum bezüglich Lust, Entfaltung und Weiblichkeit einschränken. Dies wird ausgedrückt, indem die erwachsene Frau mit ihrer Tochter einen leidvollen Blick auf die weibliche Körperlichkeit wirft. Besonders die Regelblutung wird als etwas Belastendes inszeniert. Durch die Gesellschaft projizierte Vorstellungen von Schönheit werden hier aufgegriffen und finden sich in den Interaktionsmustern zwischen Tochter und Mutter wieder. Die Lust an der Weiblichkeit wird in diesem Falle der jugendlichen Dame untersagt, da sie es nicht besser haben sollte als ihre Bezugsperson. Die Menarche kann sogar mit Krankheit verbunden werden. Die Mutter richtet die Regelblutung ihrer Tochter als etwas aus, das geheilt werden sollte. Mit Fragen wie: „Möchtest du dich hinlegen? Geht es dir gut? Fühlst du dich schlecht?“, wird der Menstruationszyklus als etwas dargestellt, das den Körper des Mädchens schwächt. Gemeinsam suchen beide das Leidvolle am Frau-Sein. Das Kind sucht die Nähe und Geborgenheit bei der Mutter und aus Schuldgefühl und zur Entschädigung bietet diese ihrem Kind eine tröstende und eine auf die Tochter eingehende Rolle an (vgl. Flaake 2004, S. 58).

Dies hat weitreichende Konsequenzen für die Tochter, da diese somit keine Möglichkeit hat ein lustvolles Frau-Sein mit der eigenen Mutter zu erleben. Dabei läuft die Tochter Gefahr wieder in ihr kindliches Ich zu schlüpfen, indem die Mutter eine besorgte Rolle einnimmt. Somit wird wiederum die Rolle der Tochter als Frau nicht anerkannt (vgl. Rohr 2008, S. 58).

Hier muss sich das Kind von der Vorstellung einer gemeinsamen lustvollen Beziehung mit der Mutter trennen. Sie sollte ihre eigene lustvolle und erwachsene Seite als Frau entwickeln (vgl. Flaake 2004, S. 58).

Dieses gemeinsame leidvolle Hinsehen auf die weibliche Körperlichkeit ist ein Versuch der Tochter sich abzugrenzen. Sie bemüht sich von der Mutter zu lösen, da diese ihr ein lustvolles Erleben, durch ihre eigene Unzufriedenheit, untersagt (vgl. ebd. 2004, S. 59).

Ein weiterer möglicher Verlauf wäre, dass die Mutter sich eingesteht, dass sie ihr Älterwerden bedauert. Wenn der Generationskonflikt nicht zum Mittelpunkt der Mutter-Tochter-Beziehung wird, besteht die Möglichkeit, dass die beiden ihre Andersartigkeit und die Unterschiedlichkeiten hervorheben und gutheißen. Somit geben sich beide genügend Raum ein eigenständiges und unabhängiges Leben zu führen. Die Jugendzeit der Tochter bedeutet somit für die Mutter sich mit ihrem eigenen Alter auseinanderzusetzen. Die dadurch entstandene innere Zerrissenheit

kann durch eine neue Orientierung seitens der Mutter verarbeitet werden. Sie verschafft sich in diesem Prozess genügend Abstand zu ihrem Kind, damit sich beide ein eigenständiges Selbst aufbauen können. Dieser innerpsychische Vorgang ermöglicht einen Neubeginn für beide (vgl. ebd. 2004, S. 59f).

5.5 Vater-Tochter Beziehung

Mit der körperlichen Entwicklung der pubertären Tochter gehen nicht selten Unsicherheiten seitens der Väter einher. In der vorhergehenden Beziehung zum Kind wurde der körperliche Kontakt nicht als etwas Bedrohliches wahrgenommen. Als Mädchen hatte die Tochter keine vordergründige sexuelle Komponente und somit war ein ungezwungenes Miteinander möglich. Durch die Entwicklung der Tochter zur Frau verändert sich dieses Verhältnis jedoch meist. Beide Seiten implizieren sexuelle Wünsche und Vorstellungen, welche sie auf die jeweils andere Person übertragen (vgl. Rohr 2008, S. 51). Vorhandene sexuelle Träume und Fantasien werden als beunruhigend erlebt. Auch umgekehrt entwickeln die Adolescentinnen eine veränderte Sichtweise zu ihrem Vater, die auch wiederum als bedrohlich wahrgenommen wird. Die im Jugendalter erneut aufgewachte Sexualität wird zunächst auf die nahe Umgebung gerichtet. Hierbei übernimmt die Vaterrolle eine Position, die die Verarbeitungsvorgänge der heranwachsenden Frau prägen (vgl. Flaake 2004, S. 51). Mit der Adoleszenz der Tochter und ihrer körperlichen Entwicklung besteht zumindest die Möglichkeit, dass sich Vater und Tochter auf einer Erwachsenenenebene näherkommen können. Diese Vorstellungen stoßen an die Grenzen beider Generationen und führen somit zu einer Neuorientierung. Die Zweisamkeit in Form von Umarmungen beispielsweise bekommt in der Pubertät des Kindes eine andere Dimension. Körperliche Nähe rückt dabei auch gesellschaftlich gesehen in ein neues Blickfeld. Es stellt ein Tabu dar der Tochter im jugendlichen Alter nahe zu kommen (vgl. Rohr 2008, S. 51).

Je bewusster sich der Vater diese Wandlung eingesteht und sich mit dieser auseinandersetzt, desto eher kann auch er Entwicklungsschritte setzen. Dieser Prozess ist entscheidend für die Beziehung zu seinem Kind. Auch für die heranwachsende Frau hat der Vater eine entscheidende Rolle. Er stellt für sie einer der ersten Männer dar, gegenüber dem sie ihre sexuellen Fantasien und Wünsche zum Ausdruck bringt. Auch in der Phase der Pubertät ist dies wieder verstärkt beobachtbar (vgl. ebd. 2008, S. 51). Gelingt es der männlichen Bezugsperson sich abzugrenzen und der Tochter zu vermitteln, dass sich der Ort der Intimität bei seiner Partnerin befindet, so

hat auch die Tochter die Möglichkeit sich auf Liebesbeziehungen im Außen zu fokussieren (vgl. ebd. 2008, S. 51). Gelingt diese Abgrenzung nicht, so kann eine Situation entstehen, in der die Tochter diese als bedrohlich erlebte Begierde gegen sich selbst richtet. Dies manifestiert sich vor allem in der Körperlichkeit und Sexualität der jungen Frau. Die Jugendliche wird durch diese Fantasien und Vorstellungen seitens des Vaters überfordert und versucht die dahinter liegenden Gefühle in Schach zu halten. Diese Belastung zeigt sich bei der Pubertierenden oft in der Form, dass sie ihre eigene weibliche Körperlichkeit und Sexualität ablehnt (vgl. ebd. 2008, S. 51f). Im konkreten Sinne macht sich diese Abfolge durch die Sprache seitens des Vaters bemerkbar. Durch seine verbale Ausdrucksweise hinsichtlich der körperlichen Veränderung der Jugendlichen bringt er seine Überforderung zum Ausdruck. Die junge Frau erlebt dies unter anderem durch scherzhafte Kommentare seitens des Vaters. Dabei wird die augenscheinliche Entwicklung der Tochter abfällig kommentiert. Daraus resultierend fühlt sich die Jugendliche meist gekränkt und peinlich berührt. Solche Äußerungen beziehen sich häufig auf die Brust der jungen Frau. Im Zuge dessen wird diese Art der Kommunikation von anderen manchmal fälschlicherweise als 'offen' und 'unbeschwert' angesehen. Durch die lustige und spaßige Art des Vaters ist die dahinter liegende Unsicherheit nicht immer offensichtlich erkennbar. Vielmehr wird es häufig so ausgelegt, dass dies eine lockere Art des Umgangs sei, auch wenn die Pubertierende selbst dies anders erlebt. Hinter diesen Bemerkungen liegt die unbewusste Absicht des Vaters, seine Empfindungen auf die Tochter zu verlagern. Dabei wird der Körper der Tochter zum Objekt und sie selbst fühlt sich verwirrt und beschämt durch das Agieren des Vaters. Durch seine überlegene Position hat sich nun das Gefühl der Unsicherheit und Überforderung auf die Jugendliche übertragen. Sie ist es nun, die sich für ihre Körperlichkeit bzw. ihr weibliches Sein schämt und sich dadurch in einer hilflosen Situation befindet. Die auf die Pubertierende gerichtete Entwertung bietet somit eine Möglichkeit, die als bedrohlich wahrgenommenen Vorstellungen und Gefühlslagen seitens des Vaters in ein Gefühl der Kontrolle zu verwandeln (vgl. ebd. 2008, S. 52). Eine weitere Möglichkeit, mit diesen als bedrohlich wirkenden Gefühlen umzugehen, ist wiederum eine Schuldzuweisung an die Tochter. Doch in diesem Falle wird der jungen Frau die Rolle der Verführerin zugeschrieben. Der Vater hingegen befindet sich in einer vermeintlich unschuldigen Position. Er nimmt in diesem Kontext die Opferhaltung ein und weist der pubertierenden Frau die Verantwortung für seine Begehren zu. Die Weiblichkeit der Tochter führt in diesem Fall zur Abwendung seitens des Vaters. Wiederum hat sich die Problematik auf die Körperlichkeit und Sexualität der Tochter verlagert. Durch den Rückzug der

männlichen Bezugsperson fällt es der Tochter zunehmend schwer sich an Beziehungen im Außen zu orientieren. Diese Abfolge kann dazu führen, dass die Wünsche und Vorstellungen der Tochter an den Vater gebunden bleiben. Der Vater befindet sich somit in einer Machtposition, welche die Pubertierende in ihrem Sein und in den Beziehungen zu anderen einschränken kann (vgl. ebd. 2008, S. 53). Nicht selten häufen sich zudem die Beziehungsprobleme der Eltern in der Jugendzeit des eigenen Kindes, deshalb fällt es auch den Erwachsenen schwer, sich in der Beziehung genügend Halt für die neu entstandenen Problemfelder zu geben (vgl. Flaake 2004, S. 51).

Anzumerken ist, dass nicht alle Väter-Tochter-Beziehungen nach diesem Muster verlaufen (vgl. ebd. 2004, S. 53). Neben den vielfältigen und durchwegs individuellen Verhaltensmöglichkeiten gibt es jedoch eine Neigung in dieses Verhaltensmuster zu geraten (vgl. Rohr 2008, S. 53). In der westlichen Gesellschaft laufen diese Dynamiken meist unbewusst ab (vgl. Flaake 2004, S. 53f). In Afrika gibt es Stämme, in denen dieser Vorgang bewusst gelebt wird. Hierbei gibt es Rituale, in denen die väterliche Begierde angenommen und zugleich losgelassen wird. Zumeist findet dieser Brauch im Zuge der ersten Regelblutung des Mädchens statt. Hier steht der Jugendlichen meist eine mütterliche Person (wie beispielsweise die Tante) zur Seite. Sie hat bei diesem Ereignis also eine schützende Funktion. Durch dieses Ritual soll die Tochter nun unbefangen aufbrechen können. Mit der Loslösung dieser Begierden seitens des Vaters offeriert er dem Kind die Basis für ein eigenständiges Leben (vgl. Rohr 2008, S. 54).

6. Kommunikation innerhalb der Familie

Die Kommunikation innerhalb einer Familie hat für deren Kinder einen großen Stellenwert (vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2006, S. 5). In den folgenden Abschnitten wird auf wichtige Bereiche des Austausches innerhalb des Elternhauses eingegangen. Dabei zentriert wird die sexuelle Aufklärungsarbeit, die Bedeutung der Beziehung der Eltern zueinander, die Vorstellungen rund um Äußerlichkeiten (wie Schönheit und Körperlichkeit) sowie der Umgang mit neuen Medien und Pornografie innerhalb der Familie. Zentral sind hierbei die verbalen und nonverbalen Botschaften der Eltern auf die Pubertierende.

6.1 Familie als eine der Aufklärungsinstanzen für Jugendliche

In früheren Zeiten wurde die Sexualaufklärung mit einem Gespräch in Verbindung gesetzt, welches den integrierten Personen meist beschämend oder amüsan erschien. Die Jugendlichen

waren über diese Aussprache nicht selten auch etwas schockiert bzw. erschüttert. Dieses Vorhaben war vielmehr mit einer belehrenden Wissensvermittlung gleichzusetzen, als dass es einem beständigen Aneignungsprozess glich (vgl. Starke/Kurt 2010, S. 78). Hier ist es vor allem das Setting, oft weniger das Gesagte, das den Jugendlichen stark in Erinnerung bleibt (vgl. Dörfer/Kostenwein/Weidinger 2007, S. 1).

In aktuellen Diskursen wird hervorgehoben, dass die Sexuaufklärung von Pubertierenden einem stetigen Prozess gleicht und somit von mehreren Instanzen durchgeführt werden sollte. Durch diese Verknüpfung können die Fragen und Anliegen der Jugendlichen besser abgedeckt werden. Bedeutsam ist hierbei, dass nicht nur das reine Faktenwissen geklärt, sondern auch die Gefühlswelt der AdolescentInnen mit einbezogen wird (vgl. Starke/Kurt 2010, S. 79).

Schule, Eltern, SexualpädagogInnen sowie Bücher, Zeitschriften, Broschüren, Telefonseelsorge, Internet, Filme und andere Medien, Erziehungsberechtigte bzw. Institutionen greifen hierbei bestenfalls Hand in Hand (vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2006, S. 42f).

Exkurs: Sexualwissenschaftliche Erhebung

Sexualforscher Prof. Dr. Kurt Starke war tätig am Leipziger Zentralinstitut für Jugendforschung und beschäftigte sich dort mit dem Paarungs- und Beziehungsverhalten seines Umfeldes. Weiters führte er Studien zu den Themen Homosexualität als auch Studentensexualität durch und ist heute in der Sexualforschung tätig. Starke publiziert zudem regelmäßig Bücher über die Themen rund um Sexualität, Liebe und den damit einhergehenden Problembereichen. Er hat bereits eine Gesamtauflage von über eine Million Büchern erreicht (vgl. MDR-Wissensmagazin 2019, o.S.). Von 2012 bis 2015 erhob er eine Studie mit StudentInnen. Dabei handelte es sich um ein Forschungsprojekt, welches durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung gefördert wurde. Hierbei ging es um den Erfahrungsraum von 100 StudentInnen und 35 Studentinnen die bisher schon eine Schwangerschaft erlebt haben. 2013 wurden die jungen Menschen (im Alter zwischen 20 und 30 Jahren) mit leitfadengestützten Interviews zu den Themen Beziehung, Sexualität, Verhütung, Kinderwunsch sowie neue Medien befragt (vgl. Matthiesen 2019, o.S.).

„Ziel dieser Studie ist es, fundierte Daten darüber zu erheben, wie Studierende Sexualität und Beziehungen sozial organisieren und welche Wertvorstellungen und

Erwartungen sie in Bezug auf sexuelle Beziehungen haben“ (Matthiesen 2019, o.S.).

Der Fokus der Studie lag auf dem reproduktivem Verhalten der StudentInnen. Die leitfadengestützten Interviews erhoben, welche Vorstellungen und Wünsche die angehenden AkademikerInnen rund um die Themen Familienplanung und beruflicher Werdegang haben, sowie welche Ängste damit einhergehen.

Den zweiten zentralen Aspekt der Studie stellt die sexualbezogene Internetnutzung der Studierenden dar. Dabei geht es um das Kennenlernen von potentiellen Partnern bzw. das Knüpfen von sexuellen Kontakten durch das Internet. Auch der Einfluss von Pornografie auf die Sexualität der Studierenden wurde erfragt. Zudem wurde erhoben, welchen Stellenwert neue Medien für den Umgang mit Sexualität und Intimität in festen Partnerschaften haben (vgl. Matthiesen 2019, o.S.).

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass

- die Studierenden ihre ersten Beziehungen meist im Alter von 17 und 18 Jahren hatten (Männer etwas später als Frauen).
- sich das sexuelle Interesse bei den jungen Frauen im Pubertätsalter früher herausgebildet hat, als bei den befragten Männern.
- die Internetnutzung (in Form von Pornografie bzw. das Knüpfen von Beziehungs- und Sexualkontakten) keinen drastischen Einfluss auf den Zeitpunkt des ersten Geschlechtskontakts der befragten Studierenden hat.
- die befragte Studierendengruppe im Zuge ihrer Studienzeit 2 bis 3 feste BeziehungspartnerInnen hatten und sich vorwiegend wünschen mit dieser Person das ganze Leben (70% der Befragten) zu verbringen und Kinder (76% der Befragten) zu bekommen.
- die Frauen von ihrem 13. Lebensjahr an bis zu der Erhebung ca. die Hälfte der Zeit in einer Beziehung waren. Laut den Männern waren sie zu 40% ihrer Zeit in einer festen Partnerschaft.

- die weiblichen Studentinnen mehr Sexualpartner (im Schnitt 6 bis 7 bis zum Zeitpunkt der Erhebung) hatten, als ihre männlichen Kollegen.
- über 90% der Sexualität in heterosexuellen Partnerschaften stattfindet. Nur 5 bis 8% der sexuellen Aktivität ist auf das Konto der Singles zu verbuchen.
- die Beziehungserfahrungen durch „serielle Monogamie“ gekennzeichnet sind. D.h. die angehenden AkademikerInnen befinden sich in kurzlebigen Beziehungen und sind dort vorwiegend treu und wechseln diese mit kurzen Singlephasen ab.
- durch die Dauer der Ausbildung der StudentInnen die Familiengründung meist auf einen späteren Zeitpunkt verschoben wird (vgl. Matthiesen/Böhm 2013, S. 4ff).

Diese Erkenntnisse von Kontinuität und Wandel in Bezug auf die Sexualität von Studierenden stellt für die Aufklärungsarbeit einen wichtigen Mehrwert dar.

Kurt Starke untermauert, dass es bedeutsam ist, die Jugendlichen von mehreren Instanzen aus zu begleiten. Den Adolescentinnen/Adoleszenten ist es somit möglich Ihre Anliegen gezielter an die jeweiligen Instanzen heranzutragen. Dabei ist es wichtig die Grenzen der Teenager zu berücksichtigen. Es ist nicht immer einfach die eigenen Gefühlslagen an Personen aus dem nahen Umfeld bzw. an Autoritäten heranzutragen. Ein Netz an mehr oder weniger nahestehenden Erziehungsträgern bietet hingegen einen größeren Raum für diesen Austausch (vgl. Starke/Kurt 2010, S. 78).

Und dennoch ist das Elternhaus die bedeutendste Instanz für die Sexualaufklärung von Pubertierenden. Dabei steht vor allem der konkrete verbale Austausch im Vordergrund. Besonders in den letzten zwei Jahrzehnten ist die Wichtigkeit der Eltern in ihrer Rolle als Vertrauensperson bei Fragen rund um die Sexualität ihrer Kinder gestiegen (vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2006, S. 5).

Wichtig ist hierbei, dass die Eltern ihren Kindern ein gewisses Grundvertrauen entgegenbringen und dieses nicht nur von ihnen erwarten. Durch eine gegenseitige Vertrauensbasis kann eine gute Diskussionsbasis geschaffen werden, um über persönliche Themen wie Sexualität zu sprechen (vgl. Weidinger/Kostenwein/Dörfler 2007, S. 1f). Die Aufklärung durch Mutter bzw. Vater bezieht sich meist eher auf Basisthemen. Mit den Eltern werden somit eher allgemeine Themen besprochen und heikle und intime Fragen ausgespart. Wie bereits erwähnt, erfolgt die

Sexualaufklärung jedoch meist durch mehrere Instanzen, die wiederum verschieden tief in die Thematik eintauchen. Die Bezugspersonen tendieren dazu, Inhalte wie biologische Grundlagen, Verhütungsmöglichkeiten sowie Wissen (z.B. über die Menarche) zu besprechen. Heiklere Themengebiete wie beispielsweise der Orgasmus, sexuelle Praktiken oder Masturbation werden meist weder mit den Eltern noch im schulischen Kontext angesprochen. Junge Menschen neigen hier dazu anonymisierte Quellen, beispielsweise Internetseiten, heranzuziehen. In diesem Sinne ist das Alter der Adolescentinnen/Adoleszenten ein Kriterium. Je älter die Jugendlichen sind, desto weniger spielt die elterliche Sexualaufklärung eine Rolle (vgl. ebd. 2007, S. 3f).

Die jeweiligen Aufklärungsinstanzen haben somit eine unterschiedliche Gewichtung in ihrem Einfluss auf die Jugendlichen. Eine besonders wichtige Personengruppe stellen außerdem Freundinnen/Freunde dar. Die sogenannten Peers stehen diesbezüglich an vorderster Front, da es den jungen Menschen oft leichter fällt sich unter Ihresgleichen durch persönliche Dialoge auszutauschen. Der verbale Austausch ist für Pubertierende ein geeignetes und beliebtes Mittel um sich über intime Sachverhalte zu informieren (vgl. ebd. 2007, S. 4f).

Mütter werden meist häufiger als Väter für Belange rund um die Sexualität herangezogen. Partnerinnen und Partner haben wiederum einen wichtigen Stellenwert bei Aufklärungsfragen seitens der Jugendlichen/des Jugendlichen. Auch Lehrkräfte sowie Geschwister haben eine entscheidende Position. Erst ferner entscheiden sich Pubertierende dazu sich Ratschläge von Ärztinnen/Ärzten oder Beratungsstellen einzuholen. Ein bedeutendes Informationsmedium für Jugendliche sind zudem Zeitschriften. Auch das Fernsehen wird zum Erwerb von neuem Wissen rund um das Thema Sexualität genutzt. Zudem erweitert sich der Erfahrungsraum der Jugendlichen durch eigenständiges Ausprobieren. Schambehaftete Anliegen seitens der jungen Menschen werden seltener direkt angesprochen. Hierbei kommen also mediale Einflüsse ins Spiel, welche wiederum mit Stereotypen auf die Vorstellungswelt der Adolescentinnen/Adoleszenten einwirken (vgl. ebd. 2007, S. 5f).

Ein wesentlicher Punkt einer gelungenen Aufklärungsarbeit ist die Orientierung an der Lebenswelt der Jugendlichen. Durch den Einbezug von relevanten und aktuellen Themenbereichen wird die Sexualaufklärung zu etwas, das die jungen Menschen annehmen und in ihr Geschehen integrieren können. Eine reine Wissensvermittlung ohne Bezug auf die Gedankenwelt der Adolescentinnen/Adoleszenten würde in diesem Fall am Ziel vorbeigehen. Ausschlaggebend ist

dabei, dass auch Themengebiete angesprochen werden, welche die jungen Menschen zwar meist nicht konkret ansprechen würden, aber sie dennoch beschäftigen. Für eine gelungene Sexualaufklärung ist somit eine Haltung notwendig, bei der man auf die jungen Leute und ihre Bedürfnisse eingeht und ihre Anliegen ernst nimmt. Weniger sinnvoll ist es die Pubertierenden mit einem Mehr an Wissen zu überhäufen und ihre eigentlichen Fragen dabei zu überhören (vgl. Weidinger/Kostenwein/Dörfler 2007, S. 6f). Emotionale Belange werden hier bestenfalls auf emotionaler Ebene und nicht mit rationalen Worten beantwortet. Ein weiterer guter Tipp für Erwachsene ist es zudem, dass die Lebensphase Adoleszenz nicht im Vordergrund stehen sollte. Es ist wichtig, den Pubertierenden auf Augenhöhe zu begegnen und den Sachverhalt auf keine moralische Ebene zu bringen (vgl. ebd. 2007, S. 6f).

Viele Eltern sind sehr bemüht, um ihrem Kind eine bestmögliche Basis zu vermitteln. Speziell die Mütter möchten ihre Töchter vor negativen Erlebnissen bewahren und besprechen mit ihren Nachkommen Dinge wie Verhütungsfragen, die Periode bzw. den Zyklus der Frau (vgl. ebd. 2007, S. 44f). Besonders über Verhütungsfragen scheinen Eltern gerne zu sprechen, da sie eine ungewollte Schwangerschaft vermeiden wollen. Dabei wird das Thema im Verhältnis zu anderen Bereichen der Aufklärungsarbeit oft sehr ausführlich besprochen. Die Bezugspersonen setzen hierbei nicht selten eine Aufklärung mit dem Besprechen von Verhütungsfragen gleich, obwohl sich Jugendliche oft noch nicht einmal in diesem Stadium ihres Liebeslebens befinden. Es ist schade, dass das Gespräch somit nicht wirklich aufgenommen werden kann, da die jeweiligen Einzelheiten vermehrt an der Jugendlichen/dem Jugendlichen und ihrer/seiner Lebenswelt vorbeiziehen (vgl. ebd. 2007, S. 65ff). Deshalb ist es wichtig, die jungen Menschen dort abzuholen, wo sie/er gerade in ihrem/seinem sexuellen Erleben steht. Hierfür braucht es ein gewisses Feingefühl, wann das Thema für die/den Jugendliche/Jugendlichen interessant und relevant wird. Zudem ist es bedeutsam zu vermitteln, dass intime Erfahrungen etwas Schönes sein können, ohne sonderlich auf die sexuelle Beziehung der Eltern einzugehen (Verweijen/Völkl-Kernstock 2004, S. 55).

Auffallend ist zudem, dass in den vergangenen Jahren von Seiten der Eltern eher bei den jugendlichen Mädchen als bei den Burschen Sexualaufklärung geleistet wurde. Dieser Nachteil gegenüber den männlichen Pubertierenden löst sich jedoch nach und nach auf. Tendenziell werden generell mehr Jugendliche als vorherige Generationen von elterlicher Seite aufgeklärt. Spannend dabei ist, dass die Empfehlungen zu den jeweiligen Verhütungsmethoden geschlechtsspezifische Unterschiede vorweisen. Den Mädchen wird vorwiegend empfohlen mit

der Pille zu verhüten. Erst an zweiter Stelle wird den weiblichen Pubertierenden empfohlen ein Kondom zu verwenden. Den männlichen Adoleszenten wird eher die Verwendung eines Kondoms nahegelegt (vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2006, S. 5).

Zu beobachten ist, dass bei den Mädchen eher die Mutter die bevorzugte Vertrauensperson darstellt. Diese Tendenz hält sich seit den 1980er Jahren sehr konstant. Deutlich weniger oft übernimmt der Vater diese Rolle (vgl. ebd. 2006, S. 10). Bei den Jungen zeigt sich jedoch keine Tendenz die Mutter als Vertrauensperson zu bevorzugen (vgl. ebd. 2006, S. 13f).

Einen tragenden Faktor für die Sexualaufklärung im Elternhaus stellt der Bildungsstatus der Bezugspersonen dar. Je höher der Bildungsstatus der Eltern ist, desto eher bekommen Jugendliche Antworten auf die jeweiligen Fragen rund um das Thema Sexualität (vgl. ebd. 2006, S. 10). Mädchen holen sich zudem häufiger Rat bei Ärzten und Beratungsstellen, als dies die männlichen Jugendlichen tun. Es zeigt sich, dass bei älteren Jugendlichen auch die Offenheit gegenüber Beratungsstellen wächst. Erkenntnisreich ist zudem, dass Jugendliche mit steigendem Alter weniger häufig bei ihren Eltern nach Rat suchen. Hier nehmen nicht selten auch Freundinnen/Freunde eine bedeutende Position ein. Erst nach diesen (auch wenn die jeweilige Person in einer Partnerschaft lebt) wird die Partnerin/der Partner herangezogen (vgl. ebd. 2006, S. 13f).

Tendenziell sind Eltern bei Mädchen weniger befangen, als bei der Sexualaufklärung von Burschen. Eltern geben diesbezüglich an, dass es ihnen schwerer fällt mit Jungen darüber ins Gespräch zu kommen. Außerdem zeigt sich, dass mehr Jugendliche als früher im Zuge mehrerer Gespräche aufgeklärt werden. Ein einmaliges Aufklärungsgespräch fand in diesem Sinne früher häufiger als in der heutigen Zeit statt (vgl. ebd. 2006, S. 18).

In Summe sieht es so aus, als ob die Eltern sehr wohl bemüht sind ihrem Kind ein Basiswissen rund um das Thema Sexualität zu vermitteln. Auffallend ist aber, dass Themen, die dem konkreten Handeln näher kommen, für die Kommunikation innerhalb der Familie eine Herausforderung darstellen. Wenn die Eltern selbst nicht aufgeklärt wurden, so ist auch die Wahrscheinlichkeit geringer, dass eine Sexualaufklärung in der folgenden Generation stattfinden wird. Besonders Väter, bei denen keine Aufklärungsarbeit geleistet wurde, tun sich schwer Sexualaufklärung an ihr eigenes Kind weiterzutragen. Schwierige Themenfelder stellen Sachverhalte wie der Orgasmus, sexuelle Praktiken, der Konsum von Pornografie bzw. die gleichgeschlechtliche

Partnerschaft dar. Danach folgen die Themen sexualisierte Gewalt, Abtreibung und Krankheiten durch Geschlechtsverkehr (vgl. ebd. 2006, S. 20).

Das Sprechen über das Einsetzen der Regelblutung bei den Mädchen bzw. die erste Ejakulation bei den Jungen erfolgt auch nicht bei beiden Geschlechtern im selben Ausmaß. Wiederum werden mehr Mädchen als Burschen auf diesen Entwicklungsschritt vorbereitet. In diesem Kontext hat auch der Sexualunterricht in der Schule einen großen Stellenwert (vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2006, S. 24f). Durch die Studie weiter zu vermerken ist, dass Jugendliche, die bereits sexuelle Erfahrungen gemacht haben, eher Aufklärungsarbeit durch ihre Eltern erfahren haben als Pubertierende ohne sexuelle Erfahrungen. Dies zeigt sich bei den Jungen stärker als bei den Mädchen, denn Eltern werden bei den männlichen Kindern vermehrt erst dann tätig, wenn sie wissen, dass ihr Sohn bereits sexuell aktiv ist (vgl. ebd. 2006, S. 27f).

Nicht zu unterschätzen ist, dass die Jugendlichen eine Vertrauensbasis benötigen, um sich einer Person öffnen zu können. Dabei darf nicht vergessen werden, dass Vertrauen immer auf Gegenseitigkeit beruht. Es reicht somit nicht aus, wenn das Kind seinen Eltern vertraut, denn auch die Eltern müssen dem Kind eine gewisse Verantwortung zugestehen. Dabei ist es bedeutsam, dass die Erwachsenen dem/der Jugendlichen darin vertrauen, dass sie/er sich unter Eigenverantwortung die nötigen Informationen dort einholt, wo es für sie/ihn am passendsten ist. Erst eine beidseitige Vertrauensbasis ermöglicht somit einen respektvollen Umgang, indem der/dem Jugendlichen auch ein gewisser Freiraum gelassen wird. Es liegt jedoch sehr wohl in den Händen der Eltern, dass diese der/dem Adolezentin/Adoleszenten eine Basis schaffen, auf der die/der Jugendliche die notwendigen Schritte setzen kann. Die Sexualerziehung der Eltern beruht somit im Wesentlichen darauf, die/den Jugendliche/Jugendlichen in ihren/seinen Handlungen zu unterstützen. Es geht nicht darum, offene Gespräche seitens der Jugendlichen zu erwarten, da es unwahrscheinlich ist, dass sie sich mit allen persönlichen Anliegen an die Eltern wenden möchten. Bestenfalls werden Eltern durch diese Entscheidungsfreiheit nicht verunsichert, sondern sehen dies als einen gelungenen Prozess der Abgrenzung seitens des eigenen Kindes an (vgl. Dörfer/Kostenwein/Weidinger 2004, S. 2ff).

6.2 Die Rolle der elterlichen Beziehung

Einen bedeutenden Einflussfaktor für die Entwicklung der Pubertierenden stellt die Beziehung zwischen den Eltern dar. Dieses Verhältnis wirkt sich unmittelbar auf die eigenen

Vorstellungen und Erwartungshaltungen aus. Die/der Pubertierende hat meist schon sehr früh miterlebt, wie die Rollenverteilung innerhalb dieser Beziehung ausgesehen hat und welchen Umgang die beiden miteinander pflegten. Sie/Er hat somit schon früh gelernt, was es heißt eine Frau oder ein Mann innerhalb einer Beziehung zu sein (vgl. Stahl 2008, S. 128).

Die Beziehungsqualität der Eltern wirkt sich somit auf die kommende Generation aus, da diese die in der Kindheit und Jugend gesammelten Erfahrungen und Vorstellungen von Partnerschaft in ihr eigenes Leben integrieren. Die Partnerschaft der Erwachsenen hat also eine Art Modellcharakter für deren Kinder (vgl. Oerter/Montada 2008, S. 139f).

So kann es beispielsweise sein, dass ein Mädchen in einem Elternhaus aufwächst, in dem sich beide Elternteile stark umeinander bemühen und beide eine gesunde Portion Wertschätzung gegenüber sich selbst und der/dem PartnerIn mit in die Beziehung bringen. Der liebevolle Umgang wird sich auch auf die Vorstellung des Kindes über Weiblichkeit, Frau-Sein und seine Rolle in Beziehungen im Allgemeinen übertragen. Es könnte aber auch anders aussehen, indem das Mädchen miterlebt, wie sich ein Elternteil dem anderen unterordnet oder vom Gegenüber unterdrückt wird bzw. sich die Partnerinnen/Partner gegenseitig nicht akzeptieren können. Dies ist nur ein Beispiel von vielen, welches Bild den jungen Persönlichkeiten über partnerschaftliche Liebe bzw. Beziehungen im Allgemeinen vermittelt werden kann. Das Kind hat also verinnerlicht, wie Beziehungen sein können und hat ein prägendes Bild davon erhalten, welchen Part es selbst dabei spielt (vgl. Stahl 2008, S. 128).

Neben diesen Prägungen wirkt sich auch das Rollenbild der Eltern auf das Selbstbild und dadurch auch auf die Beziehungen der Kinder aus. Dabei spielen vermehrt die gleichgeschlechtlichen Eltern (Vater-Sohn, Mutter-Tochter) eine Rolle. Das eigene Erleben des Kindes wird ebenfalls in seinem Beziehungsverhalten widerspiegelt. So wird beispielsweise eine unsichere Tochter vielleicht eher Probleme haben Kontakte zu knüpfen und damit auch Liebesbeziehungen einzugehen. Dabei kann ihre Erziehung und die Bindung der Eltern eine vorbildliche gewesen sein und dennoch mangelt es ihr an Selbstsicherheit in ihrer Rolle als Frau (vgl. ebd. 2008, S. 129).

So ist es nicht vorhersehbar, wie das Kind sich tatsächlich entwickelt. Es ist nicht in Stein gemeißelt, ob es sich in die vorgegebene Rolle der Eltern begibt oder es diese bewusst oder unbewusst ablehnt und sich konträr zu den Beziehungsmustern der Eltern verhält (vgl. ebd. 2008, S. 128).

Ein weiterer Einflussfaktor ist die jeweilige Zuwendung, welche Eltern ihren Kindern geben können. In der heutigen Gesellschaft haben Familien mehr Bewusstsein denn je über Erziehungsfragen und deren Antworten. Erlernte Beziehungsmuster werden oft über mehrere Generationen an die nächste weitervermittelt. Jedoch werden die jeweiligen Informationen der heutigen Zeit nicht immer wahrgenommen bzw. nützen im konkreten Fall oft nur bedingt etwas, da sie die persönlichen Erfahrungswerte der Eltern nicht abändern können. Die in der Persönlichkeit der Eltern verinnerlichten Erfahrungswerte, welche wiederum auf deren Kinder übertragen werden, könnten eher durch eine pädagogische bzw. psychologische Begleitung aufgedeckt werden (vgl. ebd. 2008, S. 133).

Trotz der bewussteren Herangehensweise an die Erziehung als noch vor einigen Jahren sind Eltern der heutigen Zeit besonderen Belastungen ausgesetzt. Sie schlüpfen in ihrer Beziehung dabei in verschiedene Rollen. Es geht dabei auch darum, wie der Berufsalltag, der Haushalt und die Kinderbetreuung aufgeteilt werden. Viele Frauen möchten in ihrem Familienleben neben der oft von ihnen verrichteten Hausarbeit ebenfalls Karriere machen. Die männliche Seite ist eher als in früheren Zeiten dazu bereit sich ebenfalls um Erziehungsfragen und Hausarbeit zu kümmern und dennoch möchten auch sie im Beruf weiterkommen. Dieses Spannungsfeld innerhalb der elterlichen Beziehung wirkt sich wiederum auf die Kinder aus. Auch finanzielle Belange können ausschlaggebend dafür sein, dass beide Eltern einer Arbeit nachgehen müssen. Die Kinder werden dabei oft früh und regelmäßig an andere Personen abgegeben, welche wiederum neue Bezugspersonen und damit auch Einflussfaktoren darstellen. Obwohl der zeitliche Rahmen, in welchem Eltern für ihre Kinder da sind, ein bedeutender ist, so ist es dennoch wichtig zu erwähnen, dass neben diesem die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung ausschlaggebender ist (vgl. ebd. 2008, S.133f).

In einer Beziehung Erwachsener spielen nicht nur die jeweiligen Beziehungserfahrungen und -muster, sondern auch die daraus resultierenden Rollenbilder und Entscheidungen eine tragende Rolle für die Entwicklung der Kinder. So müssen auch Kinder ihre verschiedenen Rollen innerhalb der Familie ausfindig machen. Ein Kind wird unterschiedliche Bezüge zu den eigenen Eltern, Geschwistern, Großeltern etc. aufweisen. Durch diese soziale Interaktion kann es sich innerhalb der Familie altersgemäß positionieren und entwickeln (vgl. Henningsen 2012, S. 190f).

Für die Entwicklung eines Kindes ist es auch ausschlaggebend, um welche Familiengröße es sich handelt. Ein weiterer Punkt scheint die jeweilige Lebensart zu sein, für welche sich die Partnerinnen/Partner entschieden haben (vgl. ebd. 2012, S. 39). Vorhergegangene enttäuschende Beziehungserfahrungen können auch innerhalb der aktuellen Partnerschaft eine Belastung darstellen. Diese Verletzungen können sich ebenfalls im aktuellen Familienerleben abzeichnen (vgl. Stahl 2008, S. 129ff).

Neben diesen Einflüssen wird auch die gestiegene Anzahl der Trennungen als Einflussfaktor gesehen. Es ist möglich, dass eine Scheidung ein Kind schockiert und es in seiner Wahrnehmung von Beziehungen auf eine belastende Weise prägt. Dennoch ist zu erwähnen, dass es für die Kinder auch sehr belastend ist, wenn die Eltern in der Beziehung verharren und Streitgespräche zum Alltag gehören. In vielen Fällen wird eine Trennung gut durchdacht und der endgültige Schritt ist nicht selten wohlwollend überlegt. Somit kann man nicht eindeutig behaupten, dass die steigende Scheidungsrate auch zwangsläufig negative Konsequenzen für die Jüngsten hat (vgl. ebd. 2008, S. 134).

Eine weitere Tendenz der Beziehungen in der heutigen Gesellschaft ist, dass diese in mancher Hinsicht eine höhere Wertigkeit bekommen haben. In früheren Zeiten sahen Partnerwünsche oft anders aus. Heute haben Menschen ein hohes Anspruchsdenken und Beziehungen werden somit häufiger gewechselt. Es gibt weniger Toleranz für Unbehagen innerhalb der Beziehung, da es in gewisser Hinsicht auch weniger bedeutend geworden ist, eine Partnerschaft auch in schwierigen Momenten aufrecht zu erhalten. Der Druck von außen in einer Beziehung zu verharren ist zudem gesunken. Früher war es weniger angesehen, wenn man sich in aller Öffentlichkeit trennte. Heute ist ein Leben als Single mit den damit verbundenen Freiheiten nicht mehr ungewöhnlich. Auch auf die Beziehungserwartungen der Kinder hat diese Tendenz ihre Auswirkungen. Fraglich ist, ob sich die Haltung gegenüber Beziehungen im Allgemeinen wirklich verändert hat oder ob es heutzutage einfach nur mehr Spielraum gibt, Zweisamkeit auf unterschiedliche Art und Weise zu leben (vgl. ebd. 2008, S. 135f).

Um die bisherigen Ausführungen zu verdeutlichen, möchte ich folgend noch ein paar Beispiele anführen, welche Stressfaktoren und im Umkehrschluss Ressourcen innerhalb einer Partnerschaft auf ein Kind einwirken können. Ich beziehe mich dabei auf das Lehrbuch zur Entwicklungspsychologie von Rolf Ortner und Leo Montada sowie auf Erkenntnisse der Psychoanalytikerin Franziska Henningsen.

Es hat negative Auswirkungen auf ein Kind,

- wenn Eltern in ihrer eigenen Beziehung und jener zum Kind herzlos und kalt sind.
- wenn Bezugspersonen nicht genügend auf die Kinder und ihr Gesagtes eingehen.
- wenn Zärtlichkeit in der Familie nicht gelebt werden kann.
- wenn Erwachsene in Erziehungsfragen nicht konform gehen und zweideutige Signale an das Kind senden.
- wenn zu wenig Zeit für die Familienmitglieder aufgebracht wird.
- wenn keine familiären Aktivitäten stattfinden.
- wenn in der elterlichen Beziehung bzw. in der Familie ein angstbesetzte Atmosphäre herrscht.
- wenn Probleme innerhalb der Beziehung/Familie nicht angesprochen werden (vgl. S. Henningsen 2012, S. 119).
- wenn Gewalt innerhalb des Familienkreises ausgeübt wird (vgl. Oerter/Montada 1982/1998, S. 137).
- wenn innerhalb der Partnerschaft keine wertschätzende Haltung eingenommen wird.
- wenn das Kind als möglicher Ersatz für die eigene Partnerin/den eigenen Partner herangezogen wird (vgl. Henningsen 2012, S. 190f).
- wenn ein Elternteil den anderen betrügt (vgl. Oerter/Montada 1982/1998, S. 126).
- wenn eine mangelnde Anpassungsfähigkeit der Eltern das Familienleben belastet (vgl. Oerter/Montada 1982/1998, S. 129).
- wenn zu wenig Empathievermögen bzw. hohe Vulnerabilitäts- bzw. Risikofaktoren des Familiensystems vorherrschen (zum Beispiel unsichere Bindung, niedriges Bildungsniveau der Eltern, schwierige Temperamente der Familienmitglieder, häufiger Ortswechsel etc.) (vgl. ebd. 1982/1998, S. 131).

Diese Aufzählungen über den Umgang (auf verbaler oder nonverbaler Ebene) innerhalb der elterlichen Partnerschaft und negative Auswirkungen auf deren Töchter bzw. Söhne ist nur ein kleiner Auszug aus möglichen Erfahrungen innerhalb einer Familie.

So bringt jede Person ihre individuellen Erfahrungen und Haltungen in eine Beziehung, welche sich nicht nur auf die Liebesbeziehung selbst, sondern auch auf die Kinder auswirken.

6.3 Körpernormen und Schönheitsvorstellungen innerhalb der Familie

Wie definieren Menschen "Schönheit"? Sie hat einen wichtigen Status im Leben der Menschen und spielt im Alltag eine bedeutende Rolle. Dabei liegt der Fokus auf äußerliche Merkmale eines Individuums, wie das Hautbild, die Haare, die Körperstatur und -größe, die Gesichtskonturen etc.

Die verschiedenen Ansichten von Schönheit sind kulturell geprägt. Die jeweiligen Prägungen und Ansichten des eigenen Umfeldes spielen eine bedeutende Rolle. Es kristallisieren sich nämlich daraus gewisse Idealbilder. Normierte Vorstellungen vom Schönheitsbegriff werden durch die Bewertung von Äußerlichkeiten geformt.

Die eigenen Vorstellungen von einem attraktiven Äußeren kommen also nicht von irgendwo her, sondern sind abhängig von der jeweiligen Gesellschaft und deren Blickwinkel. So haben nicht nur verschiedene Länder, sondern auch verschiedene Generationen unterschiedliche Bilder von Ästhetik. Über die Jahre hinweg haben sich einige Idealbilder entwickelt. Was konkret einen schönen Menschen ausmacht, wird immer wieder neu definiert. Dies soll nicht einfach erreicht werden können und hebt sich dadurch als etwas Besonderes hervor. Wir orientieren uns dabei an soziokulturellen aber auch individuellen Maßstäben. Die Schönheit hat somit einen subjektiven Charakter liegt sprichwörtlich im Auge der Betrachterin/des Betrachters (vgl. Posch 1999, S. 13f).

Wenn von der "heutigen Jugend" gesprochen wird, so bezieht sich das auf einen Generationenvergleich. Man sieht sich die Jugend von heute an und vergleicht diese mit der Jugend von früher. Dabei kristallisiert sich augenscheinlich heraus, dass sich einiges verändert hat. Dies sollte eigentlich nichts Verwunderliches sein, da sehr viele Bereiche einer stetigen Veränderung obliegen. Diese Umgestaltung wird unter anderem durch die kulturellen Rahmenbedingungen, die soziale Einbettung, den technischen Fortschritt sowie durch den wirtschaftlichen Wandel angetrieben. So grenzen sich die jungen Menschen von den eigenen Eltern ab, um sich als eigene Generation herauszukristallisieren (vgl. Großegger/Heinzlmaier 2007, S. 7f).

"Der Körper, letzter Rückzugsort für das Selbst, tritt auch als Medium jugendkultureller Darstellung in den Vordergrund (Gaugele/Reiss 2003, S. 9)."

So kommt es, dass sich Jugendliche auch durch ihr Äußeres bzw. gewisse Güter definieren und sich dadurch auch ein Stück weit von der vorherigen Generation abgrenzen möchten. Sie wollen

dadurch ihren individuellen Lebensstil verkörpern, welcher oft mit anderen Gleichaltrigen geteilt wird und ihnen somit einen gewissen Halt gibt (vgl. Großegger/Heinzlmaier 2007, S. 8ff). Dies kann u.a. durch bestimmte materielle Dinge (Marken), Hobbies, Nahrungs- bzw. Trinkgewohnheiten aber auch über den Kleidungsstil erfolgen (vgl. Großegger/Heinzlmaier 2007, S. 9). Auch die verbale Ausdrucksweise kann dazu dienen sich mit einer gewissen Lebensweise zu identifizieren (Gaugele/Reiss 2003, S. 24).

Besonders gleichaltrige Freundinnen/Freunde (Peers) haben einen hohen Stellenwert für Adolescentinnen/Adoleszenten, denn diese sind wichtig für die Jugendliche/der Jugendlichen, um die eine eigene Identität herauszubilden (vgl. Großegger, Heinzlmaier 2007, S. 10f). Weiters haben die Medien eine große Tragkraft. Sie beeinflussen Jugendliche in ihrem Entscheidungsverhalten und bringen fortlaufend neue Produkte und somit Lebens- und Zugehörigkeitsgefühle auf den Markt (vgl. ebd. 2007, S. 9f).

Junge Menschen definieren sich somit auch stark über ihre Erscheinung und grenzen sich dadurch von den Erwachsenen ab. Diese Einflussnahme hängt vom jeweiligen kulturellen und sozialen Umfeld ab (vgl. ebd. 2007, S. 12). Es gibt viele Möglichkeiten sich als Adolescentin/Adoleszent zu definieren. So bringen beispielsweise unterschiedliche Musikrichtungen verschiedene Stilelemente und Markenzeichen mit sich. Auch im Freizeit- bzw. Sportbereich können sich junge Menschen durch ihre Aufmachung definieren. Die jeweilige Szene ist dabei eng mit einem individuellen Lebensgefühl verbunden (vgl. ebd. 2007, S. 11).

Innerhalb der Familie wiederum kann dieser Ausdruck bzw. Wunsch der Zugehörigkeit der Jugendlichen/des Jugendlichen auf unterschiedliche Weise wahrgenommen werden. Die Kinder empfinden hingegen die Lebensentwürfe ihrer Eltern nicht selten als veraltet bzw. peinlich (vgl. ebd. 2007, S. 6f).

Die Jugendlichen selbst wollen aus ihrer kindlichen Rolle hervortreten und orientieren sich dabei an die jeweilige Jugendkultur. Diese Lebensphase der Orientierung kann sich oft bis Mitte zwanzig oder noch länger ziehen, da viele durch ihren oft länger dauernden Ausbildungsweg noch nicht ganz in das Erwachsenenleben eingetaucht sind (vgl. Großegger 2007, S. 6f). Dadurch ist die Jugendphase oft nicht mehr eindeutig definierbar, da der Eintritt in das Erwachsenenleben fließend verläuft (vgl. Gaugele/Reiss 2003, S. 23).

Dadurch ist "die Jugend" ein vielfältiger Begriff. Junge Leute haben die Möglichkeit sich mit verschiedensten Gruppierungen zu identifizieren. Die Bandbreite an Ausdrucksformen ist groß. Besonders die Mode hat hier einen bedeutenden Stellenwert. Gewisse Kennzeichen und Marken drücken eine Zugehörigkeit aus. Der Kleidungsstil kann somit neben dem eigenen Geschmack noch viel mehr verkörpern. Manchmal werden dadurch politische Motivation, gesellschaftliche Grundeinstellungen bzw. die eigene Definition von Frau bzw. Mann sichtbar (vgl. ebd. 2003, S. 11). Die Medien sind damit beschäftigt uns stereotypische Bilder von Frauen und Männern zu vermitteln. Die Mode ist auch eine Ausdrucksweise, wie sich junge Menschen selbst sehen und definieren möchten (vgl. ebd. 2003, S. 12). Seit den 1990ern haben Äußerlichkeiten an Bedeutung zugenommen. Zumeist ausschlaggebend für die Jugend ist es, sich durch Mode, Ästhetik und Coolness auszudrücken und dadurch ein Gefühl der Zugehörigkeit und der Individualität und Authentizität zu erhalten. Das Erscheinungsbild eröffnet Menschen die Möglichkeit sich auszudrücken und von anderen wahrgenommen zu werden (vgl. ebd. 2003, S. 14). So hat zum Beispiel auch ein nachhaltiger Umgang mit Kleidung eine gewisse Botschaft an die Umgebung. Immer mehr Jugendliche streben eine ressourcenschonende Zukunft an, indem sie auch ihren Konsum daran anpassen (vgl. ebd. 2003, S. 14f).

Wie sich Jugendliche bzw. die Erwachsenen kleiden, hat auch etwas damit zu tun, wie sich die Familienmitglieder in ihrer Rolle darstellen möchten. Mode kann hierbei etwas über die innere Gemütslage und das eigene Rollenverständnis verraten. Dabei können sich die Trägerinnen/Träger neu ausprobieren oder verschiedene Facetten von sich zeigen. So ist es auch möglich sich durch Mode abzugrenzen, eine Haltung einzunehmen oder sich damit zu maskieren (vgl. Kimmich/Schütz 2001, S. 47).

Gesundheitliche Fitness und ein jugendliches Aussehen sind Idealbilder unserer Gesellschaft, welche besonders Frauen schon in jungem Alter einverleibt werden. Auch die Haut ist ein bedeutender Faktor für Frauen. Ergänzend dazu haben auch Tattoos meist eine individuelle Bedeutung für Jugendliche. Ebenso wie Piercings schaffen sie jedoch auch ein Gefühl der Zugehörigkeit. Diese Trends können auch ein Versuch sein sich normierten Vorgaben zu widersetzen. Unser unmittelbar an die Umwelt angrenzendes Organ, die Haut, spielt somit bei Aus- und Eingliederungsprozessen eine bedeutende Rolle (vgl. Gaugele/Reiss 2003, S. 13). Die Haut wird zu einem Ort, an dem innere Konflikte sichtbar werden können. Die Schädigung der Haut wird verbunden mit selbstverletzendem Verhalten. Sie ist also wie ein Spiegel unseres Seelenlebens. Ob hierbei Tattoos bzw. Piercings zu selbstschädigendem Verhalten zählen, ist

schwierig zu sagen (vgl. Rendtorff 2003, S. 233). Es tendieren mehr Mädchen als Burschen zur Selbstverletzung wie zum Beispiel Ritzen. Warum dies der Fall ist, ist schwer zu beantworten. Nicht selten betrifft es Personen, die im Kindesalter sexuell missbraucht wurden (vgl. ebd. 2003, S. 235).

Ebenso zu einem Reibungspunkt innerhalb der Familie kann das Körperbild bzw. die Selbstwahrnehmung der/des Pubertierenden sein. Essstörungen sind ebenfalls vorwiegend bei Frauen zu beobachten. Damit einher geht eine ständige Beschäftigung mit dem eigenen Äußeren und dem Wunsch einem gewissen Frauenbild zu entsprechen. Der Körper wird zu einer Projektionsfläche von inneren Konflikten. Dabei kann es sich um jegliche Formen und Mischformen von Essstörungen wie beispielsweise Anorexie, Bulimie oder Esssucht handeln (vgl. ebd. 2003, S. 237). Der Auslöser für eine Essstörung kann verschiedenartig sein, diesbezüglich gibt es auch unterschiedliche und oft nicht miteinander konform gehende Versuche die Ursachen für eine Essstörung festzumachen (vgl. ebd. 2003, S. 237f). Einschlägige Bilder bieten die Medien, die immer wieder und oft unerreichbare Idealbilder suggerieren. Das Streben nach diesem scheinbaren Perfektionismus kann ungesunde Folgen haben. Aber nicht nur die mediale Welt ist hier ein Einflussfaktor. Innerhalb des Familiensystems kann es ebenfalls Spannungen geben, die sich wiederum auf das Essverhalten auswirken können. Im Zentrum liegt hierbei die Beziehung zur Mutter, von der sich die an einer Essstörung erkrankte Person abhängig fühlt, sich aber zugleich von ihr lösen möchte. Das krankmachende Essverhalten des sich meist in der Pubertät befindenden Kindes wird in diesem Fall als Versuch der Abgrenzung zur Mutter angesehen (vgl. ebd. 2003, S. 238). Essstörungen treten vermehrt in Familien mit Perfektionsstreben auf. Die Adoleszentin hat sich als Kind den elterlichen Erwartungen aufgeopfert und versucht nun über ihren Körper ihr seelisches Befinden auszudrücken. Sie widersetzt sich nun den Wünschen ihrer Eltern (normal zu essen) und erhält somit ein Gefühl der Autonomie und Kontrolle (vgl. ebd. 2003, S. 238f).

Mehrere Ansätze konzentrieren sich dabei auf die orale Phase in der Kindheit sowie die Auslebung der Sexualität und die Beziehung zur Mutter. Das Essen und das Lustgefühl sind dabei zentrale Aspekte (vgl. ebd. 2003, S. 239).

Jedoch auch die Vaterrolle ist ausschlaggebend für die Adoleszentin. Die Ursache für die Essstörung kann mit einem Neidgefühl gegenüber der Mutter zusammenhängen. Es kann auch sein, dass sich die Tochter nach Mutter oder Vater sehnt. Diese Sehnsucht wird unbewusst in Gefühle

der Ablehnung und Abneigung verdreht. Diese Spannung wird auf die Körperlichkeit der Mutter projiziert und somit wird auch die Weiblichkeit im eigenen Körper abgelehnt (vgl. ebd. 2003, S. 241).

Es lässt sich somit sagen, dass neben dem psychoanalytischen Erklärungsmodell auch kulturelle bzw. soziale Einflüsse entscheidend sind. Eine liebevolle, Halt bietende und durch Anerkennung geprägte Eltern-Kind-Beziehung, in der das Kind die Möglichkeit hat ein eigenständiges Erwachsenen-Ich herauszubilden, ist die bestmögliche Basis, um ein gestörtes Essverhalten zu verhindern. Aufschlussreich dabei ist, dass Frauen ihre Konflikte eher nach innen richten und zu selbstschädigendem Verhalten tendieren, als dies Männer tun. Das männliche Geschlecht hingegen drückt negative Gefühle eher nach außen hin aus (vgl. ebd. 2003, S. 142f).

Ein weiteres Diskussionsfeld innerhalb der Familie können operative Eingriffe sein. Dabei können die unterschiedlichsten Wünsche und Vorstellungen aufeinanderprallen. Neben gesundheitlichen Faktoren kann die Ästhetik oder auch eine Geschlechtsumwandlung ein Grund für einen Wunsch nach einer Operation sein (vgl. Giddens 2009, S. 216). Manchmal stellt es für die Jugendlichen eine psychische Belastung dar, wenn ihr Körper nicht ihrer Wunschvorstellung entspricht bzw. von dieser stark abweicht. Das gesellschaftliche Bild von Schönheit ist hier ausschlaggebend. So kann zum Beispiel eine Brustoperation ein Thema werden, da die Brust weibliche Stärke sowie ein normiertes Frauenbild verkörpert. Ob die Brust nun verkleinert, vergrößert oder in ihrer Form korrigiert wird, sie hat für die weibliche Identität einen großen Stellenwert (vgl. Mèritt 2012, S. 163ff).

Die Chirurgie hat in diesem Sinne ein breites Spektrum an Operationen zu bieten. Es wird der Fokus bei Frauen nun auch auf den Intimbereich gelegt. Hinsichtlich verjüngender und optimierender Maßnahmen bei der Frau ist die Schönheitschirurgie nun auf einen weiteren weiblichen Körperteil gestoßen, welcher dem Versuch einer Perfektionierung unterliegt. Die Tendenz der Schönheitseingriffe im Intimbereich ist stetig steigend. Ein Grund für diesen Zuwachs ist der Trend zur glatten Rasur im Schambereich. Durch die Entfernung der Haare wird Vulva bzw. die Schamlippen sichtbar. Frauen beschäftigen sich dadurch mehr mit der Optik ihres Intimbereichs und dadurch häufen sich auch die Eingriffe, um diesen Körperbereich zu optimieren. Die dabei aufkommenden Risiken werden oftmals unterschätzt, da solche Eingriffe auch mit schwerwiegenden Folgen einhergehen können (vgl. ebd. 2012, S. 179ff).

Junge Menschen befinden sich in einem Spannungsfeld von eigenen Idealvorstellungen, gesellschaftlichen Normen und medialen Einflüssen (vgl. Reiss 2003, S. 10). Mädchen orientieren sich in ihrem Körperbild stärker an den Medien als dies Jungen tun. Sie achten stärker auf ihr Äußeres und geben auch mehr Geld für Körperpflege und Kosmetika aus. Dennoch fühlen sich Frauen in ihrem Körper weniger wohl, als dies das männliche Geschlecht tut (vgl. Rendtorff 2003, S. 251f).

Mädchen haben häufig ein zwiespältiges Verhältnis zu dem älteren Weiblichkeitsbild, mit welchem sie bisher konfrontiert wurden. Die damit einhergehenden Widersprüchlichkeiten sind oft eher gesamtgesellschaftlicher Natur, werden als diese jedoch nicht erkannt und auf das eigene Bild vom Frau-Sein verlagert (vgl. ebd. 2003, S. 251f).

Neben gesellschaftlichen Einflüssen hat auch die unmittelbare Umgebung einen großen Einfluss. Insbesondere die Eltern haben eine bedeutende Vorbildrolle für die eigene Tochter. Beide Elternteile haben hier eine wichtige Funktion, aber vorrangig sind die Mütter oft mit Erziehungsaufgaben und der Vermittlung von Werten konfrontiert. Dabei soll es nicht darum gehen, einem Elternteil mehr Verantwortung zuzuschreiben, aber oft ist es so, dass die Mutter die erste und somit eine äußerst bedeutende Bezugsperson für das Kind darstellt. Sie verbringt häufig am meisten Zeit mit dem Kind. Die heranwachsenden Töchter orientieren sich dabei stark an ihr, da sie sich mit der Geschlechtlichkeit und der damit verbundenen Rolle der Mutter identifizieren können. Dadurch hat das Verhalten der Mutter eine gewisse Vorbildfunktion für die Adoleszentin und dies schon von Anfang an. Besonders in der Pubertät jedoch werden Äußerlichkeiten besonders genau wahrgenommen. Die Mutter wird hierbei genau inspiziert und die Tochter nimmt darauffolgend ihre Position ein. Entweder sie wird nun der Mutter besonders ähnlich, oder versucht sich von ihrem Weiblichkeitsbild zu distanzieren (vgl. Posch 1999, S. 92). Die scheinbaren Grenzen der Mutter in ihrem Frau-Sein verleiten die Tochter dazu sich von diesem Weiblichkeitsbild zu distanzieren. Im zweiten Falle versucht sie sich nicht so zu verhalten wie die Mutter und auch äußerlich möchte sie sich abgrenzen (vgl. ebd. 1999, S. 92).

Wie die Mutter zu ihrem eigenen weiblichen Körper steht und inwiefern sie selbst einem Schönheitsideal der Gesellschaft naheifert, wird auch der Tochter vermittelt. Durch die Beobachtung des Verhaltens der Mutter, oft schon von Kindheit an, wird das Frauenbild der Tochter geprägt. Dabei zu berücksichtigen sind nach Posch besonders Aktivitäten, welche nur das weibliche Geschlecht in der Familie ausübt. Ein Beispiel wäre hier das Auftragen von Kosmetika. Die

Tochter verinnerlicht somit, was es heißt eine Frau zu sein. Auch das Fasten der Mutter hat nach Posch Auswirkungen auf die Kinder. Ein besonders kritisches Körperbild wirkt sich nicht nur auf die Mutter selbst, sondern auch auf die Wahrnehmung der Tochter aus (vgl. ebd. 1999, S. 93).

Der männliche Elternteil ist besonders in der Pubertät bedeutend für die Jugendliche. Er hat einen großen Einfluss auf das Selbstbewusstsein des Kindes. Wichtig ist dabei, dass er das Kind in seinem Körperbild und seinem Sein bestärkt. Wenn Väter ihren Töchtern vermitteln, dass sie schön sind so wie sie sind und sie nicht ständig kritisieren, dann ist das eine gute Basis für die Tochter als gesunde und lebensfrohe Frau durchs Leben zu gehen. Der Vater und seine Äußerungen stehen besonders in dieser Lebensphase stellvertretend für andere Männer im Leben einer Jugendlichen. Ebenso wichtig ist es, dass sich der männliche Elternteil genügend Zeit für die Jugendliche nimmt (vgl. ebd. 1999, S. 94).

Mütter sowie Väter wollen für ihre Kinder nach Posch meist das Beste. Damit einher geht der Wunsch, dass die Tochter in der Gesellschaft mit ihrer Körperlichkeit bestmöglich zurechtkommt. Wenn Eltern nun ihre Kinder durch ihr Tun schädigen, so haben diese meist keine bösen Absichten. Ohne dieses Dilemma kleinreden zu wollen, so hat die Problematik meist eher gesamtgesellschaftliche Wurzeln. Die Eltern wurden meist selbst Opfer gewisser Vorstellungen und richteten ihr eigenes Leben mit guten Absichten daran aus. Heute übertragen sie diese wiederum mit eigentlich guten Intentionen auf ihr eigenes Kind, obwohl sie ihm im Grunde dadurch eher schaden, als es in ihrer Entwicklung zu fördern (vgl. ebd. 1999, S. 94).

6.4 Pornografie in den neuen Medien

In diesem Abschnitt wird darauf Bezug genommen, welche Einflüsse neue Medien bzw. Pornografie auf Jugendliche dieser Generation haben. Dabei stellt sich die Frage, wie Bezugspersonen bzw. Erziehungsberechtigte am besten mit diesen heiklen Themen an die Jugendlichen herantreten.

Man kann generell sagen, dass Pornos für die Allgemeinheit eine gewisse Modellfunktion haben. Somit hinterlassen sie auch bei Jugendlichen einen bestimmten Eindruck über Sexualität. Wie diese Bilder auf die Jugendlichen schlussendlich einwirken bzw. was sie davon denken,

hängt wiederum von deren Erfahrungswerten, Einstellungen und Prägungen ab (vgl. Blattmann/Mebes 2010, S. 8).

Dennoch ist der Einfluss der Alltagsmedien so gut wie unumgänglich. An so gut wie jeder Ecke wird man mit sexualisierten Eindrücken konfrontiert. Plakate, Zeitschriften, Filme etc. wirken tagtäglich unmittelbar auf uns ein. Dabei werden diese Inhalte immer häufiger und ausführlicher dargestellt. Myrthe Hilkens bezog sich diesbezüglich auf die Allgemeinheit und beschrieb diese Erscheinung als „Pornofizierung der Gesellschaft“ (vgl. ebd. 2010, S. 9).

Aneignung von Kompetenzen

Hinsichtlich der Sexualität von jungen Menschen gibt es zwei Formen des Umgangs. Die erste Tendenz stellt einen offenen Zugang zur Sexualität von Jugendlichen dar. Hierbei wird berücksichtigt, dass das Individuum bereits durch die Sozialisation in früheren Jahren einen Bezug zu dem Thema erhält. Dieser Grundstein wird durch die Akzeptanz und Eingliederung in die Gesellschaft gelegt. Jugendliche werden häufig auch in anderen Belangen (wie z.B. im Arbeitsleben) missachtet, indem ihnen nichts zugetraut wird und sie von der Umgebung ausgegrenzt werden. Durch diese Vorgehensweise können sie jedoch keine Kompetenzen erwerben. Dieses Prinzip gilt auch im Bereich der Sexualität. Deshalb ist es von Belangen den jungen Menschen mit dem Thema Sexualität nicht auszuweichen, sondern Ihnen einen offenen Zugang zu Informationen zu bieten und einen möglichen Austausch zu gewährleisten. Basierend auf dieser gegenseitigen Vertrauensbasis ist es wichtig den jungen Menschen auch den nötigen Erfahrungsraum zu gewährleisten, indem man ihnen schlussendlich auch zutraut, dass sie den Schritt ins Erwachsenenleben gehen und hierbei auch eine gewisse Eigenverantwortung übernehmen (vgl. Starke 2010, S. 81).

Die zweite Umgangsform tendiert dazu die Heranwachsenden und deren aufkommendes Interesse an Sexualität zu unterdrücken bzw. ignorieren. Es wird versucht die Aufklärungsarbeit auf einen möglichst späten Zeitpunkt zu schieben und jegliches Interesse an Sexualität zu untergraben. Die Jugendlichen werden insofern nicht als Sexualwesen betrachtet und die Erwachsenen nehmen hier eine bevormundende Position ein. Auch Pornografie wird als ein Tabu deklariert (vgl. Starke/Kurt 2010, S. 80). Die jungen Menschen werden in diesem Sinne eher angstbesetzt an das Thema herangeführt und dementsprechend tritt die Informationsvermittlung in den Hintergrund (vgl. Starke 2010, S. 81).

Verbote

Dieses Prinzip gilt insbesondere für den Sektor der Pornografie. Auch hier gibt es Normierungen und Regeln der Gesellschaft. Die gesellschaftlichen Ansichten unterscheiden sich von Kulturraum zu Kulturraum. In unseren Kreisen tendiert der Umgang mit Pornografie in eine Art moralisches Verbot. Die Anschauungen sind von einer eher feindlichen Sichtweise gegenüber Sexualität bzw. Lust gekennzeichnet. Durchbrochen wird diese Entwicklung von Phasen der Liberalisierung. Ein Beispiel hierfür wären die gesellschaftlichen Veränderungen gegen Ende der 1960er bzw. in den 1970er Jahren. In dieser Zeit wurden nachweislich einige Ansichten gegenüber Sexualität aufgebrochen (vgl. ebd. 2010, S. 81).

Beispielsweise wurde in den 1950er Jahren das Thema Sexualität stärker als heute als Tabu angesehen. Eine andere Form der Sexualität als die Heteronormativität stand unter Strafe. Ebenso war es verpönt Geschlechtsverkehr als unverheiratetes Paar zu leben (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2019, o.S.).

An diesen gesellschaftlichen Konstrukten war neben der Politik auch die Kirche mitverantwortlich. Diesen Moralvorstellungen über Sex wurde vorwiegend in den 1968 Jahren der Kampf angesagt. Aufgezwungenes Moraldenken wurde öffentlich stark kritisiert und auch Frauenrechte rückten stärker in den Fokus (vgl. Eitler 2019, 235ff).

Man widmete sich zudem den Sachverhalten Verhütung und Sexualität bzw. Aufklärungsarbeit bei der Jugend. Auch rückte das Thema ‚Selbstbefriedigung‘ in ein anderes Licht, denn sie galt vorher als Sünde, als Untat, die man zu unterlassen habe. Im Jahr 1969 beantwortete ‚Dr. Sommer‘ erstmals die Fragen in dem Jugendmagazin Bravo und ging auf Fragen und Bedürfnisse der Teenager ein. Aber dies war kein Unterfangen, das von der Gesellschaft mit Leichtigkeit akzeptiert wurde. Die sexuelle Revolution der damaligen Jugend erfolgte durch Studentenproteste, vor allem aber durch das offene Ausleben der sexuellen Bedürfnisse (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2019, o.S.).

Nur kurze Zeit darauf wurden die Strafen und Gesetze wieder verschärft. Auch die Pornografie wurde mit einem verschärften Blick wahrgenommen. Man wollte insbesondere Kinder und Jugendliche vor Pornografie schützen. Es ist jedoch nicht bestätigt, dass schärfere Gesetze vor Straffälligkeiten schützen würden. Eher das gegenteilige Ergebnis tritt ein. Die gesetzliche Lage ist in Bezug auf den des Pornografiekonsum von Jugendlichen nicht eindeutig, da die Grenze

zwischen tatsächlichem Schutz und Bevormundung nicht klar definiert ist. Vielmehr zeigte sich, dass strengere Vorschriften eher am tatsächlichen Sexualleben der Jugendlichen vorbeizielen. Somit wurden diese Gesetzgebungen allmählich gegen offenere Bestimmungen erneuert (vgl. Starke 2010, S. 82f). Für eine sinnvolle Sexualerziehung, im Sinne eines selbstbestimmten Lebens, sollten diese Schranken bestenfalls nicht überhand nehmen, um dadurch das Leben der Jugendlichen auch nicht einzuschränken (vgl. Starke/Kurt 2010, S. 84).

Seit der Legalisierung (1975 in Deutschland, 1950 in Österreich – mit einer ständigen Modifizierung des Pornographiegesetzes) erhält die Pornografie mehr Akzeptanz seitens der Gesellschaft und dennoch ist sie auch noch heute weitläufig ein Tabu (vgl. Gernert 2010, S. 11). So leicht wie nie zuvor können Jugendliche auf die Webseiten mit pornografischem Inhalt zugreifen. Lediglich mit einem Mausklick gelangt man auf diese Internetseiten mit unzähligen Bildern und Videos (vgl. Lewandowski 2012, S. 94). Die Seiten sind ähnlich wie gängige Webportale aufgebaut und nach einem Video wird schon der nächste Videovorschlag angeboten.

Die 2009 bis 2011 von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Deutschland) durchgeführte qualitative Studie „Jugendsexualität im Internetzeitalter“ zu sozialen und sexuellen Beziehungen von Jugendlichen hebt hervor, dass Mädchen und Burschen Pornografie in einem unterschiedlichen Ausmaß konsumieren. Es wurden dazu weibliche und männliche Teenager (zwischen 16 und 19 Jahren) aus Hamburg und Leipzig befragt. Es stellte sich heraus, dass sich Mädchen eher vor Pornografie sträuben, da durch diese oft ein Weiblichkeitsbild vermittelt wird, das ihnen nicht gefällt. Da sich junge Frauen mit diesem Frauenbild nicht identifizieren wollen, konsumieren sie auch deutlich weniger häufig Pornografie als dies männliche Jugendliche tun.

Bei Erwachsenen besteht hierbei die Sorge, dass ihre Kinder mit dem Bild aufwachsen, dass Sexualität nichts mehr mit Gefühlen zu tun hat.

“Pornographie erzählt keine Liebesgeschichten. Zwar handeln ihre Geschichten nicht ausschließlich von Sexualität, wohl aber meist von einer spezifischen Form des Sexuellen, nämlich von einer Sexualität, die außerhalb gesellschaftlicher Einbindung existiert. Sexualität stellt, so eine zentrale Fiktion des Pornographischen, eine autonome Macht dar und Pornographie, wie immer mit anderen Komponenten und Aspekten vermischt, handelt zunächst und vor allem von Sexualität” (Lewandowski 2012, S. 151).

Hier kommt die Angst auf, dass die Burschen die Mädchen wie Objekte ansehen. Durch die Bilder aus dem Netz können sie den Eindruck erhalten, dass sie mit ihrem Gegenüber gleich wie mit den Frauen in den Pornos umgehen sollten. Dies kann unter Umständen bedeuten, dass die Jungen den Mädchen eine generelle Verfügbarkeit zu Sex zuschreiben und diese auch dementsprechend behandeln (vgl. Gernert 2010, S. 11). Die Frau wird in der Pornoindustrie oft unterwürfig und gewaltvoll behandelt (Lewandowski 2012, S. 68). Besonders bedenklich ist es dabei, wenn die Aufklärungsarbeit hauptsächlich durch das Internet stattfindet. Man spricht hier auch von einer sogenannten "sexuellen Verwahrlosung". Zudem kann es passieren, dass die jungen Menschen dieser virtuellen Welt mehr Bedeutung als der Realität zuschreiben (vgl. Gernert 2010, S. 11f).

Durch die Zugänglichkeit der sexuellen Darstellungen aus dem Internet wird dieses Material sehr schnell verbreitet. Auch via Bluetooth am Handy können diese Eindrücke in Sekunden geteilt werden. Die Firma "Sony" spielt mit dem Gedanken Pornos künftig auch auf die Spielkonsole laden zu können (vgl. ebd. 2010, S.12). Zudem veröffentlichen Jugendliche auch pornografische Inhalte, in denen sie selbst zu sehen sind. Diese Nacktszenen können weitreichende Konsequenzen haben. Aber auch auf Webportalen ohne pornografische Inhalte präsentieren sich Mädchen freizügig und offenherzig. Ebenso private Informationen werden öffentlich geteilt, ohne die möglichen Folgen zu durchdenken. Dass der 15-jährige Junge im Chat in Wirklichkeit ein 50-jähriger Mann mit Frau und Kind ist, kann schwerwiegende Folgen haben. In diesem Hinblick gibt es somit einige Anhaltspunkte, warum sich Eltern Sorgen um ihren Nachwuchs machen können (vgl. ebd. 2010, S. 12). Hinzu kommt, dass hochgeladene Inhalte auch vor einer Verbreitung nicht sicher sind. Auch, wenn das Datenmaterial gelöscht wurde, so sind die Dateien im Netz gespeichert (vgl. Lewandowski 2012, S. 96). Man kann sozusagen behaupten: "Das Netz vergisst nicht" (Lewandowski 2012, S. 96). Diese Vielfalt an pornographischen Inhalten im Netz spiegelt das Konsumverhalten unserer Gesellschaft wieder. Es wurde ein relativ knappes Angebot durch ein Überangebot ersetzt. Jedoch gibt es auch in diesem Sektor eine Unterscheidung des sozialen Status in unserer Gesellschaft. Um einen Zugang zu pornografischen Inhalten zu erhalten, muss man zumindest einen Internetzugang besitzen (vgl. Lewandowski 2012, S. 147).

Wenn man einen Internetanschluss besitzt, so trifft man unweigerlich auf alltägliche Internetprofile mit Personen, die sich in einem guten Licht darstellen möchten. Besonders Mädchen legen darauf Wert sich auf gewissen Portalen als "schön" zu präsentieren. Die heutige

Generation ist somit vielen medialen Eindrücken ausgeliefert, aber stellt zugleich oft auch eigene Bilder und Eindrücke ins Netz. Unmittelbar auf diese Bilder folgt meist eine Bewertung von anderen Menschen. Dies kann beispielsweise in Form von Kommentaren unter dem jeweiligen Bild stattfinden. Aber auch im Fernsehen stößt man auf Formate, die hauptsächlich die Optik der Frau zentralisieren. Auf Musiksendern im TV, deren Zielgruppe vorwiegend Jugendliche sind, sind beispielsweise Sendungsformate zu sehen, in denen sich Frauen operieren lassen, damit sie ihren Vorbildern möglichst ähnlich sehen. Die Bewertung der Frau nach ihrem Äußeren ist somit eine gängige Praxis (vgl. Gernert 2010, S. 169).

Die Medienwelt ist auf der Suche nach der „starken“ Frau mit einer guten Portion Selbstbewusstsein. Es gibt aber auch die Perspektive der „schwachen“ Frau, die durch die heutige Gesellschaft besonders um ihr Äußeres bemüht ist und ihre Rolle als Frau erst noch finden muss. Sie hat weniger Selbstbewusstsein als der Mann vorzuweisen (vgl. Stolle 2004, S. 124).

Die Sexualisierung von Mädchen/Frauen erstreckt sich über eine Vielfalt an Medien. In Magazinen, Sportsendungen, Musikvideos sowie in werbender Form etc. werden Eindrücke vermittelt, die den oft noch sehr jungen Zuseherinnen/Zusehern im Gedächtnis bleiben. Zudem spiegeln auch populäre Persönlichkeiten dieses Weiblichkeitsbild wieder. Sexualisierte Frauenrollen sind in der medialen Welt also eher die Regel als die Ausnahme (vgl. Gernert 2010, S. 169).

Diese Bilder verfolgen den Menschen somit jeden Tag, auch ohne dessen Einverständnis oder Bewusstsein. Besonders die Werbeindustrie hat mit Hilfe von sexualisierten Reizen eine Art „Marketingstrategie“ entwickelt. Darin werden Frauen weitläufig als Sexualobjekt präsentiert, um das jeweilige Produkt entsprechend zu vermarkten. In der Pornografie hat der weibliche Körper noch ein Recht auf ein eigenes Lusterlebnis. Dieser Aspekt kann in der Werbung auch wegfallen (vgl. Catuz 2013, S. 12f). In der Pornoszene wirft die Frau zudem ihr durch die Gesellschaft auferlegtes, zurückhaltendes und schamhaftes Sein ab. Sie sucht hier nicht mehr nach Liebe, sondern wird vielmehr zur aktiv agierenden „Femme fatale“, die vom Gegenüber gebändigt werden muss (vgl. Lewandowski 2012, S. 70f). Die Frau kann in dieser Hinsicht auch die führende Rolle einnehmen, ohne dass es ihr zugeschrieben wird. Betitelt wird das Ganze schlussendlich oft als die Handlung des Mannes. In diesem Kontext werden nicht selten typisch weibliche und männliche Rollenbilder vermischt bzw. vertauscht. Die Aufmachung der Frau mit entsprechend weiblicher Kleidung, Accessoires und Schminke versucht der Zuseherin/dem Zuseher ein anderes Bild zu vermitteln (vgl. ebd. 2012, S. 71f).

Die Pornoindustrie hat einen großen Einfluss auf das Verständnis von Sexualität und dennoch ist dieses Gebiet noch relativ unerforscht. Auch die Politik sowie Kultur setzen sich mit diesem Genre wenig auseinander. Selbst Filmkritiker meiden es sich darüber zu äußern. Eine historische Betrachtung, aktuelle Studien sowie eine kritische Auseinandersetzung würden jedoch einige Erkenntnisse bringen. Zu groß scheint jedoch noch die Hemmschwelle zu sein sich diesem Gebiet auf akademischer Ebene anzunähern. Gerade deshalb läuft die Gesellschaft auch Gefahr sich bei diesem Thema auf Diskurse aus dem Alltag zu stützen (vgl. Catuz 2013, S. 10f).

Laut dem Sexualforscher Gunter Schmidt können Jugendliche Onlinesex sehr wohl von der Realität unterscheiden. Er vergleicht ihn mit einer Szene aus einem Westernfilm, bei dem Blut zu sehen ist. Der Sexualforscher meint, dass die Zuseherinnen/Zuseher den Film lediglich genießen können, weil sie wissen, dass das gezeigte Blut nicht echt ist. So ähnlich soll es den Jugendlichen auch beim Konsumieren von Pornografie ergehen. Er betont jedoch auch, dass diese Unterscheidung bereits im Kindesalter erlernt werden muss. Die sonstigen Folgen können sonst sehr weitreichend sein, so Schmidt. Dass die Mehrheit der Jugend dies nicht zu unterscheiden wüsste, hält er lediglich für ein Gerücht, welches den Nährboden für die Angst der Erwachsenen darstellt. Michael Hummert, ebenfalls Sexualforscher, meint sogar, dass sich Jugendliche meist besser mit der Unterscheidung zwischen Medien und Realität auskennen als dies Erwachsene tun. Diese Annahme kann man seines Erachtens jedoch nicht auf jede Jugendliche/jeden Jugendlichen übertragen (vgl. Gernert 2010, S. 103f). Der in der Schweiz lebende Lukas Geiser ist tätig in den Bereichen Sexualpädagogik, Gesundheitsförderung und Prävention. Seine Erfahrungen sammelte er in der Jugendpsychiatrie, im Bereich der Jugendarbeit und er ist nun in der Beratungsstelle „Lust und Frust“ in Zürich tätig (vgl. Geiser 2019, o.S.). Er betont, dass sich die heutigen Adolescentinnen/Adoleszenten besser als die vorherigen Generationen mit dem Netz auskennen und somit auch besser und kritischer im Überprüfen der Inhalte sind (vgl. Gernert 2010, S. 104).

Trotzdem kann es zu einer Vermischung zwischen Realität und Fiktion kommen. Die Bilder wirken oft unbewusst als Richtlinie bzw. dienen der Fantasie des Individuums. Auch feinfühligere Menschen können in diesem Zusammenhang von den Medien beeinflusst werden. Im Netz werden viele Dinge nicht berücksichtigt, die aber im realen Leben und somit beim realen Geschlechtsverkehr zum Thema werden. Online geht es nicht um Geschlechtskrankheiten, die auftreten können oder etwa um das wichtige Thema Verhütung. Beispielsweise werden Kondome in Pornofilmen meist nicht verwendet, aber beim realen Geschlechtsakt wiederum häufig. Dies

kann auch für Pubertierende eine Irritation sein, da online alles sehr unkompliziert wirkt (vgl. ebd. 2010, S. 105). Was sich hinter den Kulissen dieses Mediums abspielt, bleibt der Zuseherin/dem Zuseher aber verborgen. Dass sich Frauen in diesem Business u.a. vor dem Geschlechtsverkehr örtlich betäuben lassen, um einen über Stunden andauernden Geschlechtsverkehr aushalten zu können, wird der Zuschauerin/dem Zuschauer nicht gezeigt. Auch die sehr komplexen Stellungen der Darstellerinnen und Darsteller können unter Umständen schmerzhaft sein. Örtlichkeiten werden ausgesucht, die vielleicht für die Zuseherin/den Zuseher aufregend erscheinen mag, aber nicht besonders angenehm für die Hauptdarstellerinnen/Hauptdarsteller sein können. Von diesen Empfindungen und den damit einhergehenden Folgen wird in den Szenen jedoch nichts gezeigt. Herr Lars Rutschmann, ein Pornoproduzent aus dem Schweizer Raum, meint, dass es die meisten Frauen in dieser Branche höchstens ein bis zwei Jahre aushalten, bevor ihnen ihr physischer oder psychischer Gesundheitsstand ein Warnsignal gibt. Die Akteurinnen/Akteure lassen sich nichts anmerken, vielmehr soll durch ein durchgehendes Stöhnen der Personen der Eindruck erweckt werden, dass diese Filmsequenz etwas mit Genuss zu tun habe. Dieses verquere Bild kann junge Menschen in ihren Ansichten zu Sexualität beeinflussen. Dies trifft besonders auf Jugendliche zu, die vor dem Ausleben ihrer eigenen ersten sexuellen Erfahrungen mit Pornofilmen in Berührung kommen. Die Folge ist das Abstumpfen der Gefühle und eine verzerrte Wahrnehmung dieser. Die jungen Leute werden mit einem Gefühl der Anormalität hinterlassen. Sie zweifeln an sich selbst und hinterfragen ihren Zugang zu Sexualität, da sie ihre nicht so leben wie die Performerinnen/Performer beim Dreh (vgl. ebd. 2010, S. 106). Ein interessantes Beispiel hinsichtlich der Reichweite von Pornografie bezieht sich auf die Körperkultur von Frauen und Männern. Laut einer Studie des ProSieben-Sexreports (2008) beeinflusst das Ausmaß des Konsums von Pornografie die Gestaltung der Intimirasur. Die Ergebnisse zeigen, dass die Mehrheit der Mädchen die Haare im Intimbereich entfernen (vgl. ebd. 2010, S. 177). Dabei haben rund 56.000 Menschen einen komplexen Onlinefragebogen (200 Punkte) ausgefüllt. Dabei wurden die Fragen vorsichtig formuliert, sodass die befragten Personen nicht allzu schnell in Verlegenheit bzw. Bedrängnis kamen. Die Zielgruppe war zwischen 14 und 49 Jahre alt. Es stellte sich heraus, dass die Intimirasur besonders für die Jugend einen hohen Stellenwert hat (vgl. ebd. 2019, o.S.).

Viele ungefilterte Eindrücke wirken somit auf die nachkommende Generation ein. Fraglich ist, wie die Eltern auf den Porno- bzw. Medienkonsum der Nachkommen adäquat reagieren können, wenn sich selbst die Wissenschaft dieser Herausforderung weitgehend noch nicht gestellt

hat. Hinzu kommt, dass immer mehr Medienformate (Instagram, Youtube, Snapchat, etc.) entstehen, in denen es auch um Selbstinszenierung bzw. das Bild der Frau geht und ungefilterte Inhalte an die jungen Menschen herantreten.

EMPIRISCHER TEIL

7. Zielsetzung und Forschungsfrage

Das Hauptaugenmerk dieser Arbeit liegt bei jungen Frauen und ihrem Verhältnis zur eigenen Körperlichkeit und Sexualität im Jugendalter. Dies wird vor dem Hintergrund familiärer und außerfamiliärer Einflüsse beleuchtet. Das Ziel ist somit, aufzuzeigen, welche Erfahrungen von Weiblichkeit Frauen im Pubertätsalter sammeln und welche Rolle dabei die Herkunftsfamilie, aber auch außerfamiliäre Kontakte spielen. Die Ausführungen können einen Beitrag für sozialpädagogische Mädchenarbeit liefern.

Um diesen Zielen näher zu kommen, werden folgende Forschungsfragen gestellt:

- Welchen Stellenwert hat die Familie hinsichtlich der Weiblichkeit und weiblichen Sexualität im Jugendalter?
- Welche Einflussfaktoren innerhalb und außerhalb der Familie prägen die weiblichen Pubertierenden in Ihrer Entwicklung zur Frau?
- Welches Bild von Weiblichkeit und Sexualität wird den pubertierenden Mädchen vermittelt und welche Art der Vermittlung wünschen sich junge Frauen?
- Welche Reaktionen seitens der Familie gibt es auf die pubertären Entwicklungsschritte der Pubertierenden und welche Unterstützung wünschen sie sich?
- (Inwiefern beeinflusst die Familie weibliche Jugendliche in ihrer Identität, ihrer Sexualität, ihren Vorstellungen über Beziehungen und weiblicher Schönheit?)
- (Wie ist der familiäre Umgang mit der Darstellung von Weiblichkeit in neuen Medien?)

Durch retrospektiv geführte, leitfadengestützte Interviews mit acht jungen Frauen sollen Antworten auf die Forschungsfragen gefunden werden.

8. Stichprobe

Es erklärten sich acht Frauen im Alter von 20 bis 22 Jahren bereit bei dem leitfadengestützten Interview teilzunehmen. Die entsprechende Altersklasse wurde ausgewählt, da die Zielgruppe sich nicht mehr unmittelbar in der Pubertät befindet. Es wurde davon ausgegangen, dass dadurch die nötige reflexive Distanz zu den eigenen Erfahrungen im frühen Jugendalter gegeben ist, ohne dass die Aktualität der Ergebnisse darunter leidet. Die jungen Frauen haben gemeinsam, dass sie alle in Graz leben. Zur Zeit des Interviews leben sieben von acht Gesprächspartnerinnen in einer eigenen Wohnung (meist zusammen mit dem Partner oder guten Freundinnen). Eine Befragte lebt noch im Elternhaus. Zudem handelt es sich bei allen Interviewpartnerinnen um Studierende im Bachelorstudium Pädagogik an der Karl-Franzens-Universität Graz. Diese Personengruppe ist für die Erhebung interessant, da sie selbst als zukünftige Pädagoginnen eventuell einmal mit Jugendlichen arbeiten werden und somit eine gewisse Nähe zum Thema aufweisen. Es stellt sich somit als wertvoll heraus, einen Einblick in die Lebenswelten dieser Personengruppe zu erhalten. Die Pädagogik-Studentinnen konnte ich ausfindig machen, indem ich Professorinnen und Professoren bat meine Arbeit in Lehrveranstaltungen vorstellen zu dürfen. Es meldeten sich auf mein Anliegen acht Studierende. In der folgenden Übersicht werden das Alter und der Wohnort der Interviewpartnerinnen aufgelistet.

Personengruppe	Alter	Wohnort aktuell
Pädagogik-Studentin	22 Jahre	Graz
Pädagogik-Studentin	22 Jahre	Graz
Pädagogik-Studentin	21 Jahre	Graz
Pädagogik-Studentin	21 Jahre	Graz
Pädagogik-Studentin	21 Jahre	Graz
Pädagogik-Studentin	21 Jahre	Graz

Pädagogik-Studentin	21 Jahre	Graz
Pädagogik-Studentin	20 Jahre	Graz

9. Erhebungsmethode: Leitfadengestütztes Interview

In der qualitativen Sozialforschung zählen Interviews zu den bevorzugten Verfahren. Das *Interview* beinhaltet Aspekte aus dem Alltag, indem es auf Erzählungen basiert. Auch das aktive Zuhören, das Klarmachen eigener Sichtweisen und die Vertretung dieser stellt für den Menschen einen vertrauten Prozess dar. Daher ist es durch Interviews gut möglich nicht nur Sichtweisen und Einstellungen zu erfragen, sondern auch die damit verbundenen Erfahrungsräume zu erheben (vgl. Nohl 2017, S. 3).

Man unterscheidet viele Formen von Interviews. Es gibt beispielsweise narrative, leitfadengestützte sowie biographische Interviews (vgl. ebd. 2017, S. 13). In diesem Falle wurden die Gespräche mithilfe eines Leitfadens durchgeführt.

Der Vorteil dieser Methode ist, dass die Fragestellungen den Inhalt des Dialogs zwar lenken, aber die Antwortmöglichkeiten dennoch ein Stück weit offen gelassen werden. So engt diese Form der Befragung das Gegenüber in seiner Erzählung nicht ein und bietet dennoch einen Rahmen, um etwaige Abschweifungen zu verhindern. Dieser freie Gedankenaustausch ermöglicht es somit bestenfalls eine gewisse Intensität der Gesprächsführung zu erreichen (vgl. ebd. 2017, S. 16). Die Interviewerin/der Interviewer hat also die Möglichkeit die Tiefe und Breite des Gesprächs besser zu lenken, da beide Parteien die Option haben Rückfragen zu stellen (vgl. ebd. 2017, S. 18). Dabei wird zwischen sogenannten Haupt- und Detailierungsfragen unterschieden (Bortz, Göring 2006, S. 214).

Zudem ermöglicht ein leitfadengestützter Austausch das erworbene Datenmaterial besser miteinander zu vergleichen. Durch den roten Faden des Leitfadens beantworten die Interviewpartnerinnen/Interviewpartner dieselben Fragestellungen. Dadurch geben die Personen zu denselben Themenbereichen ihre Rückmeldung, was wiederum die Auswertung der erworbenen Antworten erleichtert (vgl. Nohl 2017, S. 17).

9.1 Hauptkategorien des Interviewleitfadens

Aus den angeführten Gründen wurde für diese Forschungsarbeit somit ein Leitfaden erarbeitet. Dieser wurde vor der Durchführung der Interviews durch folgende Hauptkategorien strukturiert:

Einführungsfrage (Herkunft)
Familienkonstellation der Herkunftsfamilie
weibliche Entwicklung
weibliche Identitätsfindung
Aufklärungsarbeit
Wertvorstellungen über Weiblichkeit und Sexualität innerhalb der Familie
Beziehungserfahrungen im Jugendalter
Schönheitsnormen (Gebote und Verbote durch das Elternhaus)
neue Medien
die Rolle der elterlichen Beziehung
Bindung und Sozialisation
Anregungen und Ausblick

Die Kategorie "Rolle von Freundschaften" wurde erst im Zuge der Auswertung der Interviews zu den Oberbegriffen hinzugefügt. Die Kategorien beziehen sich allesamt auf die weibliche Entwicklung, als auch auf die Rolle der Eltern der interviewten Personen. Auch weitere Unterkategorien wurden im Auswertungsprozess hinzugefügt. Auf das gesamte Kategoriensystem wird im Kapitel 11.3 näher eingegangen.

9.2 Durchführung der Interviews

Die Interviewpartnerinnen konnten selbst entscheiden, an welchem Ort sie das Gespräch durchführen wollten. Es wurden ihnen lediglich Optionen für ruhige Örtlichkeiten unterbreitet. Diese Vorschläge wurden von den Studierenden gerne angenommen. Somit wurden die Interviews meist in meiner Wohnung direkt im Grazer Zentrum, aber auch im Stadtpark Graz sowie im Universitätszentrum Wall abgehalten. Dabei wurde darauf geachtet, dass eine ungestörte Atmosphäre herrscht. Lediglich einmal musste der Ort durch nicht vorhersehbare Bohrarbeiten kurzfristig gewechselt werden. Dem Interview selbst tat dieser Umstand aber keinen Abbruch. Die Gespräche wurden mittels des Apps "Smart Recorder" via Handy aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Die Interviewlänge variierte zwischen 45 und 90 Minuten. Bei allen Interviews herrschte eine offene und positive Atmosphäre. Die Aufzeichnung der Gespräche rückte im Verlauf der Unterhaltung in den Hintergrund. Einige Interviewpartnerinnen gaben nach dem Austausch auch die Rückmeldung, dass sie selbst das Gefühl hatten, von Frau zu Frau über die verschiedenen Bereiche zu sprechen und die Aufnahme regelrecht vergaßen. Durch die Freiwilligkeit herrschte der Eindruck, dass sich keine der Probandinnen gezwungen fühlte über intime oder private Inhalte zu sprechen. Auch war es mir ein Anliegen, den Pädagogik-Studierenden eine gewisse Ungezwungenheit zu vermitteln, damit es ihnen leichter fiel, offen über persönliche Erfahrungen sprechen. Dabei traten bei den Interviewpartnerinnen auch unterschiedliche Gefühlsregungen auf. Es wurde ausgiebig gelacht, aber auch eine gewisse Ernsthaftigkeit und ein gegenseitiges Interesse zeichneten die Interviews aus. Jede Person nahm sich zudem ausgiebig Zeit, um auf die Fragen einzugehen und diese zu beantworten. Bei etwaigen Missverständnissen wurden beiderseits Rückfragen getätigt. Alle acht Gespräche stellten sich schlussendlich als sehr gehaltvoll heraus. Die Offenheit und aufmerksame Teilnahme der Interviewpartnerinnen überraschten im positiven Sinne und boten ein gutes Fundament, um mit dem erworbenen Material zu arbeiten und aussagekräftige Ergebnisse zu erhalten.

10. Auswertungsmethode

Die Auswertung der Interviews erfolgte nach der strukturierenden Inhaltsanalyse, wie sie von Philipp Mayring entwickelt wurde. Die Software MAXQDA unterstützte bei der inhaltsanalytischen Auswertung.

10.1 Strukturierende Inhaltsanalyse nach Mayring

Aktuell zeigt sich besonders in den Sozialwissenschaften eine Neigung zur **qualitativen Inhaltsanalyse** (vgl. Mayring 2010, S. 17). Folgende Merkmale charakterisieren diese wissenschaftliche Auswertungsmethode:

- Die *Kommunikation* in Form von Gestik, Mimik, Sprache, bildhaften Eindrücken, etc. ist hierbei zentral.
- Die wechselseitige Übertragung von Zeichen wurde *protokolliert* und kann somit ausgewertet werden.
- Die Inhaltsanalyse sollte *systematisch* und ohne Interpretationen mit subjektivem Charakter erfolgen.
- In diesem Sinne ist es wichtig, gewisse Regeln einzuhalten, die eine objektive Herangehensweise ermöglichen.
- Die Inhaltsanalyse basiert auf einem theoriegeleiteten Hintergrund.
- Es sind auch Schlussfolgerungen über den Text hinaus möglich. Infolgedessen handelt es sich hier nicht um eine reine Analyse eines Textes (vgl. ebd. 2010, S. 12f).

Da nicht nur der Inhalt eines Textes analysiert wird, ist die Begrifflichkeit "Inhaltsanalyse" etwas ungenau. Geschickter wäre es hier zu betonen, dass die Auswertung anhand eines kategorialen Leitfadens erfolgt (vgl. ebd. 2010, S. 13).

Die **Inhaltsanalyse von Mayring** lässt sich anhand folgender Schritte strukturieren:

1. Bestimmung der auszuwertenden Daten
2. Betrachtung der Situation, in welcher das Material erhoben wurde; Analyse der Zusammenhänge und Motive
3. Art der zu analysierenden Daten; formale Gegebenheiten werden in die Analyse miteinbezogen
4. Festlegung der Betrachtungsweise hinsichtlich des zu analysierenden Materials
5. Bezug auf wissenschaftliche Erkenntnisse, um objektiv nachprüfbare Resultate zu erhalten
6. Auswahl der Technik, mit welcher die Analyse durchgeführt werden soll
7. Die Einheit (das Maß des Materials, bei welchem die Analyse durchgeführt wird)
8. Durchführung der Analyse; Mayring unterscheidet hier zwischen folgenden Schritten:

- **Strukturierung:** Die strukturierende Inhaltsanalyse kann in formaler, inhaltlicher, typisierender und skalierender Strukturierung unterteilt werden.

Bei der **formalen Strukturierung** geht es um das Hervorheben von erkennbaren Strukturen. Diese können syntaktisch, thematisch, semantisch oder dialogisch sein.

Die **inhaltliche Strukturierung** zielt auf das deduktive Zusammenfassen des Inhalts ab.

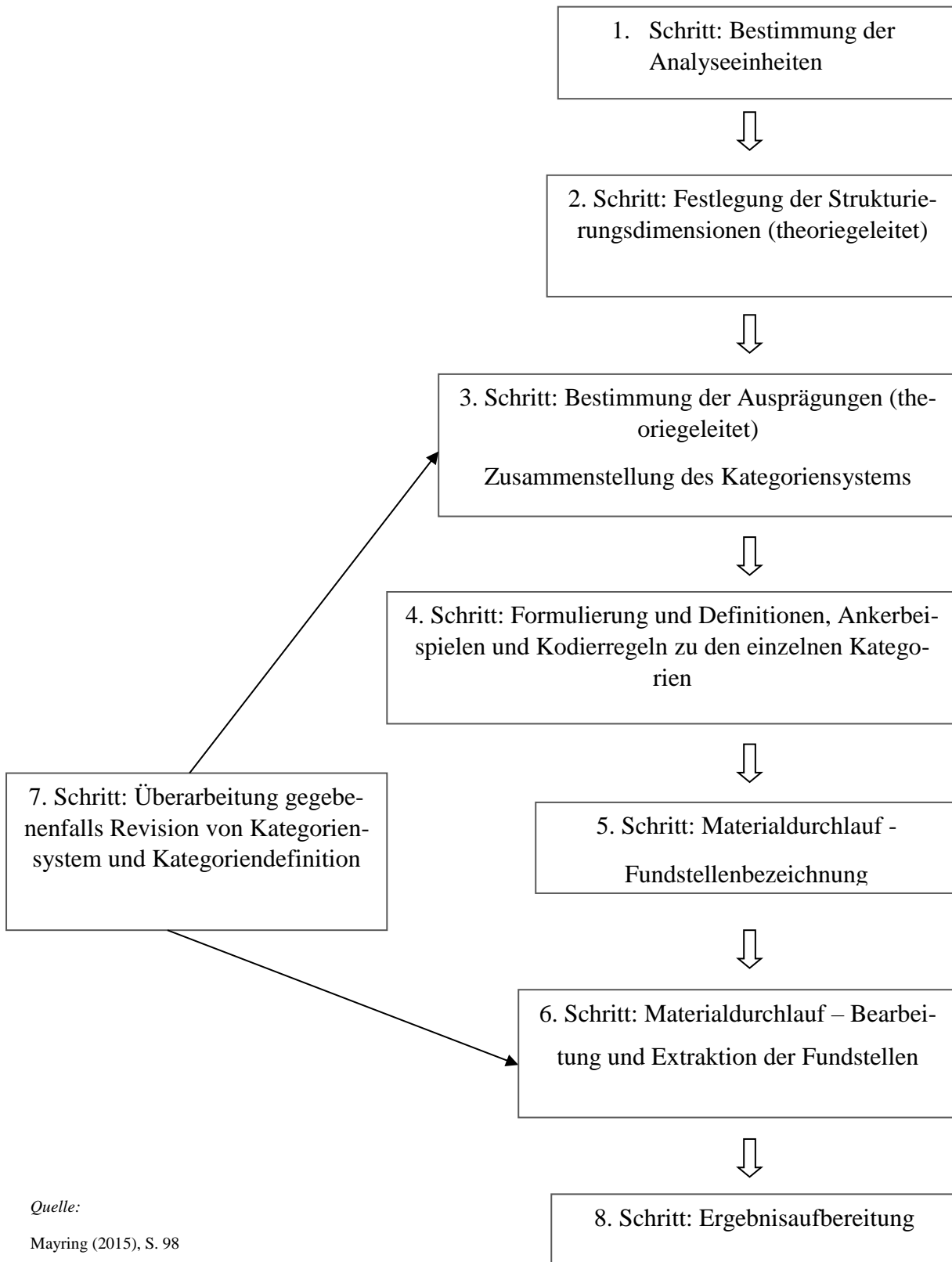
Bei der **typisierenden Strukturierung** werden zwei Verfahren verwendet. Die Qualitative Inhaltsanalyse sowie das Verfahren der Typenbildung. Dabei werden besonders auffallende Inhalte („Typen“) anhand prägnanter Kriterien herausgefiltert.

Im Zuge der **skalierenden Strukturierung** wird der Inhalt anhand einer (meist ordinal strukturierten) Skala eingeschätzt. Diese Erhebungsmethode wird manchmal auch als evaluierende qualitative Inhaltsanalyse betitelt (vgl. ebd. 2010, S. 63ff).

9. Auswertung der Ergebnisse, in Bezug auf die Forschungsfrage; Bezugnahme auf die bei Punkt 8 erwähnten analytischen Kriterien (vgl. ebd. 2010, S. 59ff).

Diese Auswertung lehnt sich an die Strukturierende Inhaltsanalyse nach Mayring an, da ein Kategoriensystem als Basis für die Auswertung vorhanden ist. Der Ablauf der strukturierenden Inhaltsanalyse gestaltet sich, wie folgt:

Strukturierendes inhaltsanalytisches Ablaufmodell



Quelle:

Mayring (2015), S. 98

10.2 MAXQDA

Die Auswertung erfolgte mittels der Software MAXQDA, welche es ermöglicht Textdokumente qualitativ auszuwerten. Die ausgewählten Passagen in der jeweiligen Textdatei können Kategorien, also Codes zugeordnet werden. Somit ist es möglich bedeutende Aussagen der interviewten Personen herauszufiltern und übersichtlich darzustellen. Zudem können Anmerkungen und Notizen zu den Textdokumenten, Codes oder Textpassagen eingefügt und leicht gefunden werden. Dadurch können durch das Programm Ergebnisse herausgefiltert, anschaulich dargestellt und miteinander verknüpft werden (vgl. VERBI Software. Consult. Sozialforschung. GmbH 2017, o.S.).

10.3 Kategoriensystem

In diesem Abschnitt wird das Kategoriensystem dargestellt. Das erhobene Datenmaterial wurde mit Hilfe des Programms MAXQDA strukturiert.

Einführungsfrage (Herkunft)

Ursprungsort; bisheriger Bildungsweg; nicht mehr bei den Eltern lebend; noch bei den Eltern lebend

Familienkonstellation der Herkunftsfamilie

Leben heute - Verhältnis zu den Eltern und Geschwistern; Geschwister; keine Geschwister

weibliche Entwicklung

psychische Entwicklung; körperliche Entwicklung; Reaktionen des Umfeldes auf Entwicklungsschritte in der Pubertät

weibliche Identitätsfindung

Film/Musik; Grenzen setzen – Freundschaften; Auseinandersetzung – Autoritäten; Vorbilder – Eltern; Schicksalsschläge - Verlust von nahestehenden Personen; Verpflichtungen - Übernahme der Aufgaben Erwachsener; Freundinnen/Geschlechtsgenossinnen/Gleichaltrige; Körper; Persönlichkeitsarbeit;

Reisen; Partnerschaft/Trennung; Glaube; Identifikation – Familienmitglieder;
Schule/Studium; Ablösung – Auszug

Aufklärungsarbeit

Ja; Nein; durch wen?; im Nachhinein gerne von den Eltern erfahren

Wertvorstellungen und Glaubenssätze - weibliche Sexualität

Reaktionen auf andere Geschlechtlichkeit/andere Sexualität; Positives aus der Sicht der Interviewpartnerin; Negatives aus der Sicht der Interviewpartnerin;
Liebeskummer/Beziehungsprobleme; kein(e) Liebeskummer/Beziehungsprobleme;
empathische Eltern; nicht empathische Eltern

Beziehungserfahrungen im Jugendalter

Ja; Nein; Positives aus der Sicht der Interviewpartnerin; Negatives aus der Sicht der Interviewpartnerin; Umgang der Eltern mit ersten Beziehungserfahrungen; derzeit Single; derzeit in einer Beziehung

Schönheitsnormen (Gebote und Verbote durch das Elternhaus)

Einschränkungen; Freiheiten

neue Medien

Verbote; Gebote; Vorbilder; Ja; Nein

Die Rolle von Freundschaften

die Rolle der elterlichen Beziehung

Positives aus der Sicht der Tochter; Negatives aus der Sicht der Tochter; getrennt;
zusammenlebend/Partnerschaft

Bindung und Sozialisation

Anregungen und Ausblick

11. Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Forschungserkenntnisse der empirischen Erhebung anhand der kategorisierten Antworten der Interviewpartnerinnen dargelegt. Die jeweiligen Untergliederungen lehnen sich teilweise an das im Kapitel 11.3 dargestellte Kategoriensysteme an. Um die Aussagen der Interviewpartnerinnen zu verdeutlichen, werden einzelne Antworten in den jeweiligen Abschnitten zitiert. Das Forschungsziel der vorliegenden Arbeit besteht u.a. darin, Erkenntnisse für die sozialpädagogische Arbeit mit jungen Frauen zu erhalten.

11.1 Die weibliche Entwicklung

Bei dieser Frage ging es darum zu erfahren, welche Entwicklungsschritte im pubertären Alter der befragten Person besonders im Gedächtnis geblieben sind. Zudem wurde erhoben, wie sie selbst diese Entwicklungsvorgänge vom Mädchen zur Frau damals wahrgenommen hat. Es zeigte sich hierbei, ohne jeweilige Vorgaben innerhalb des Interviewleitfadens, dass die Teilnehmerinnen ihren Fokus im ähnlichen Ausmaß auf die kognitive sowie die körperliche Entwicklung legten.

Es wurden hingegen mehr Aussagen über Unbehagen hinsichtlich des weiblichen Entwicklungsprozesses getätigt, als Aussagen, welche das Wohlbefinden bzw. die Freude über die Entwicklung zur Frau betonten. Somit hatten die Interviewpartnerinnen eher einen problemzentrierten Fokus, indem sie Schwierigkeiten bezüglich der Entwicklung zur Frau ansprachen. Es gab jedoch auch Antworten, welche eher das für die Teilnehmerinnen Positive hervorhoben.

“Dann habe ich auch voll viele Pickel gehabt. (lacht) Das hat mich halt... also voll viele... Ja, also ich habe... nicht jetzt, wenn man sich sieht und sich denkt ‚Boah, oh mein Gott‘ aber ja, ich habe unreine Haut gehabt. Das hat mich natürlich auch gestört oder dann habe ich natürlich auch mit dem Körper so ein bisschen Probleme gehabt” (I4:28).

“Mhmm, ich weiß nicht, ich wollte immer so sein wie meine großen Schwestern und das hat mir dann irrsinnig gefallen, wie ich dann auch zum Fortgehen angefangen habe und ich habe mich auch total gefreut, wie ich meine Regel gekriegt habe. Das war für mich irgendwie so, ähm, jetzt werde ich älter. Das hat mir total gut gefallen. Mhmm, ja, das ist ein bisschen eine schwierige Frage” (I6:50).

11.1.1 Körperliche Entwicklung

In diesem Abschnitt geht es um das Erleben der weiblichen Adoleszenten rund um deren körperliche Entwicklung und den Reaktionen der Familie auf diesen Prozess. Dabei wurden Gewichtsveränderungen, der beginnende Haarwuchs innerhalb der Pubertät sowie das Einsetzen der Menarche seitens der Mädchen angesprochen.

“Ich weiß nur, dass ich damals relativ lange, also mit Gewicht hat ja jedes Mädchen so ein bisschen und relativ lange achtundvierzig Kilo gehabt oder so. Ich habe das nie so im Kopf gehabt und dann plötzlich innerhalb von einem halben Jahr oder Jahr waren dann auf einmal zehn Kilo mehr und das war für mich so ein Punkt wo ich dann irgendwie... Das war für mich so ein Schock, weil das auf einmal so schnell passiert ist und mein Körper an sich hat sich aber von den Proportionen her noch nicht so stark verändert” (I1:60).

“Ja, naja ich weiß nicht es war einmal für mich schon arg wie ich Achselhaare und die Regel bekommen habe. Weil ich ziemlich früh dran war. Das war schon in der Volksschule. Ich habe die Regel so zwischen 10 und 11 Jahren bekommen und das war schon mal ziemlich komisch. Also ja und dann... also ich war schon immer sehr frühreif und habe schon immer einen Freund gehabt und so” (I8:27).

11.1.2 Reaktionen des Umfelds auf die körperlichen Veränderungen der weiblichen Pubertierenden

Eine weitere Fragestellung war, inwiefern das Umfeld auf die körperlichen Veränderungen reagiert hat.

Alle acht Personen bekamen in ihrer Pubertät Zuspruch zu ihrer Entwicklung. Dabei ging es um Bereiche wie gemeinsames Einkaufen ‘weiblicher’ Kleidung oder Hygieneartikel wie Binden, Tampons etc. mit der Mutter oder älteren Schwester sowie einer bejahenden Reaktion beim Eintreten der Menarche. Auch der Austausch mit Freundinnen über diese Entwicklungsvorgänge war hierbei hilfreich. Für einige Pubertierende war die Kommunikation mit den Eltern sowie bestärkende Worte von älteren, weiblichen Geschwistern förderlich.

Weniger Ermutigendes bekamen damals die Hälfte, also vier Pubertierende mit auf ihren Weg. Auffällig ist, dass Brüder eher als provozierend bzw. überfordert beschrieben wurden. Dabei ist anzumerken, dass sechs der acht Interviewpartnerinnen einen oder mehrere Brüder haben. Auch väterlicherseits kam es zu Rückmeldungen, die auf eine Provokation schließen lassen. Zudem kommentierten auch in einem Fall männliche Freunde des Vaters die weiblichen Veränderungen der Tochter so, dass bei ihr ein ungutes Gefühl aufkam.

“Und auch ab und zu von meinem Papa die Freunde. Die was halt ein bisschen, weiß ich nicht, ich meine, nicht böse gemeint wahrscheinlich von ihnen, aber halt so blöde Bemerkungen gemacht haben, weil ich habe eigentlich einen relativ großen Busen damals schon gehabt, aber bei uns hat das irgendwie jeder in der Familie und das war halt dann oft so... da sind oft schon ein paar blöde Sachen gekommen. Wegen dem halt eigentlich” (I3:58).

In zwei Interviews wurde die Großmutter erwähnt, welche die körperliche Entwicklung der Pubertierenden ebenfalls ansprach und dabei ein Gefühl der Scham hinterließ.

“Ja, meine Oma halt so... das Typische halt, so jetzt ist dein Busen halt schon gewachsen, das war halt immer so... bist halt voll verschämt und das war halt voll ungut irgendwie” (I3:56).

Jedoch gab es auch im Zuge einer Erhebung die Antwort, dass die Äußerungen seitens der Großmutter eher positiv wahrgenommen wurden.

“Da hat es dann von meiner Mama und von meiner Oma natürlich später dann, weiß ich nicht... Also, wo ich in den USA war, ist es dann halt auch bemerkt oder erwähnt worden, dass meine Brüste gewachsen sind, aber nicht im negativen Sinn und da habe ich das dann auch gemerkt irgendwie, das auch für meine Situation jetzt irgendwie positiv zu nehmen” (I1:120).

Es fiel den Mädchen generell leichter, Rückmeldungen und Hilfestellungen von der Mutter entgegenzunehmen, als seitens der Väter. Auch sprachen die Mädchen über körperliche Belange lieber mit weiblichen Familienmitgliedern. In keinem Fall der acht interviewten Personen wurde der Vater als Gesprächspartner präferiert.

Jedoch wurde auch nicht immer mit der Mutter über die körperlichen Entwicklungsprozesse gesprochen. Eine interviewte Person wollte von sich aus mit beiden Eltern nicht über die körperlichen Veränderungen sprechen.

“Also ich habe da irgendwie zugedreht. Das ist nicht gegangen von meiner Seite. Ich habe gesagt ‚Ja, okay danke.‘ Habe es sofort abgeblockt und nie mehr mit ihr über das geredet” (I4:54).

Von der Hälfte der Gesprächspartnerinnen kam die Rückmeldung, dass sie sich unwohl fühlten, als die Mutter die Gesprächsinhalte über deren Entwicklungsgeschehen nicht für sich behielt, sondern dem Vater oder dem Bruder darüber berichtete.

“Aber sie hat es ihm gesagt und er hat dann irgendwann einmal etwas gesagt zu mir und das war mir so ungut. Ich meine, es ist mein Papa, aber es ist halt ein Mann trotzdem” (I3:86).

11.1.3 Kognitive und psychische Entwicklung

Zentral waren hierbei wiederum unterschiedliche Themenfelder, wie zum Beispiel die Herausbildung einer gewissen Selbstsicherheit. Dabei wurde beispielsweise in zwei Interviews ein Gefühl der Unsicherheit der eigenen Person beschrieben, da diese Erfahrungen mit Mobbing machen mussten und erst mit der Zeit gelernt haben damit umzugehen und eine innere Stärke zu entwickeln.

„Also, da ist das schon so ein bisschen belächelt worden. Wobei ich nicht ausgestopft war, also das war nur so eine Behauptung und ähm, ja, ich habe es dann mehr versucht so ein bisschen zu verbergen. Also, ich habe dann oft so weite Shirts getragen und weite Blusen und so... nicht im Reinen nicht zufrieden mit mir und ich glaube, dass man das ein bisschen gemerkt hat, dass ich da, ähm, mich nicht so wohlfühlt habe vielleicht und dadurch auch eher eine Angriffsfläche gehabt, also geboten habe“ (I7:24).

Dem hinzu wurde von einer Studentin der eigene Körper als Lernfeld beschrieben. Sie fügte an, dass sie durch die Reaktionen anderer auf Ihre Körperlichkeit bzw. Weiblichkeit sich psychisch weiterentwickelt hat. Die kognitive/psychische Entwicklung war für sie somit eng mit der eigenen Körperlichkeit verbunden.

„Ja und das war irgendwie so mein Ding, dass ich ja trotzdem noch immer ich selbst bin und jetzt auch stolz darauf sein kann, dass ich trotzdem noch immer ich selbst bin und die Buben jetzt trotzdem noch immer mit mir reden, obwohl ich eigentlich jetzt wieder zugenommen habe, keine Ahnung, aber...“ (I3:124).

Auch das Ausprobieren von neuen Dingen und das Überschreiten von Grenzen, welche manchmal auch ein Risiko in sich bargen (wie zum Beispiel der Konsum von Alkohol, Zigaretten oder härteren Substanzen), führte anschließend zu reflexivem Denken und somit zur Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit.

„Mhmm, gute Frage. Also... Ja, wo ich angefangen habe zum Weggehen. (lacht) Das ist mir in Erinnerung geblieben. Also das ist schon eine grandiose Zeit gewesen. Dann habe ich auch voll viele Pickel gehabt. (lacht) Das hat mich halt... also voll viele... Ja, also ich habe... nicht jetzt, wenn man sich sieht und sich denkt ‚Boah, oh mein Gott‘ aber ja, ich habe unreine Haut gehabt. Das hat mich natürlich auch gestört oder dann habe ich natürlich auch mit dem Körper so ein bisschen Probleme gehabt. Ich bin zu dick oder das passt nicht und das passt nicht aber das legt sich dann auch im Laufe der Zeit und ja eigentlich muss ich sagen, so... schon auch Stimmungsschwankungen gehabt, aber... und ich habe vieles ausprobiert. Geraucht, viel Alkohol getrunken, gekiffert also“ (I4:28).

Interviewerin: Also dich durchprobiert?

„Genau, also Zigarren geraucht. Also das alles, aber ich habe mir da immer Grenzen gesetzt. Ich habe gewusst, okay ich kiffe ein, zwei Mal aber dann sicher nicht noch einmal und andere Drogen sowieso nicht“ (I4:30).

Interviewerin: Also du hast auch den Respekt vor den harten Sachen gehabt?

„Voll ja, sicher und ja, meine Grenzen habe ich eigentlich immer gekannt und so habe ich eigentlich eine gute Zeit gehabt. Eine schöne Jugendzeit“ (I4:32).

Aber auch weniger risikoreiches Verhalten, welches eine Offenheit und Neugierde für Neues zum Ausdruck brachte, erweiterte bei einer interviewten Person den eigenen Erfahrungsraum.

Diese gab an, dass das Treffen neuer Leute und das Weggehen am Abend hilfreich für das eigene Erfahrungsspektrum und somit auch für die eigene Entwicklung war.

Am häufigsten wurden Freundinnen bzw. Mädchen in derselben Altersstufe erwähnt, die bei diesem Entwicklungsvorgang als unterstützend galten. Insgesamt meinten vier junge Frauen, dass sie gleichaltrige Geschlechtsgenossinnen auf kognitiver Ebene beeinflusst haben. Es ging dabei um das Übernehmen von Verhaltensweisen und Ansichten, den Vergleich untereinander, den Wechsel des Freundeskreises und somit den Gewinn neuer Perspektiven sowie die Beobachtung von Entwicklungsvorgängen bei den anderen Mädchen, welche dadurch einen gewissen Vorbildcharakter hatten.

“Der Freundeskreis, da hat sich natürlich auch viel getan, weil die haben sich natürlich auch entwickelt und so, aber da war eigentlich ziemlich... Natürlich habe ich mich auch weiterentwickelt und so, aber das war dann mein Standpunkt auch” (I1:48).

„Ja und man vergleicht sich dann halt auch immer so leicht mit den Freundinnen. Ja, das ist dann auch wieder teilweise. Ich meine, es ist für jeden dann wieder anders, aber in dem Moment war es ein bisschen verwirrend, sagen wir mal so“ (I1:66).

„Mhmm. Ich glaube einfach, in dem Moment, wo ich in die BAKIP gekommen bin, also so mit vierzehn, fünfzehn herum, da hat sich dann mein Freundeskreis halt irgendwie auch verändert und das hat, glaube ich, auch so ein bisschen einen Einfluss auf meine Pubertät gemacht“ (I3:44).

Sechs Personen meinten außerdem, dass sich ihr Denken durch den Einfluss der damaligen Partnerschaft verändert hat.

„Ja, es hat mich auf jeden Fall mein Exfreund geprägt, weil ich einfach dadurch total stark geworden bin, weil halt ein paar Sachen vorgefallen sind, die mich sehr belastet haben und die mich... das hat mir irrsinnig weh getan und ich glaube, dass mir das geholfen hat, weil ich jetzt mit anderen Dingen besser umgehe und dass ich auch Leute besser verstehen kann“ (I6:86).

Es wurde in diesem Zuge auch die Familie erwähnt, da eine interviewte Person erzählte, einen starken Charakter “in die Wiege gelegt” bekommen zu haben. Die interviewte junge Frau meinte, dass sie schon in der Kindheit durch die eigenen Eltern und Geschwister gelernt hat, sich durchzusetzen. Hierbei führte sie an, dass alle Familienmitglieder starke Charaktere haben und sie dadurch gelernt hat, sich durchzusetzen, was ihr dann auch schlussendlich in der Pubertät zugutekam. Besonders ihre zwei Brüder waren wichtige Einflussgrößen, da sie durch sie schon in jungen Jahren lernen musste, wie man sich durchsetzt.

„Durch das, dass ich immer irgendwie einen starken Charakter gehabt habe war es dann eigentlich gar nicht so... Wir sind in unserer Familie alle recht starke Charaktere und des hat mich dann eigentlich gar nicht so gestört und dann irgendwann ist es eh gekommen und dann hat es gepasst ja. Und so vom Psychischen her habe ich schon gemerkt, dass sich das Ganze verändert hat. Dann habe ich mich auch verliebt damals in meinen... mit vierzehn in meinen ehemaligen Konfirmationsleiter. Was ganz witzig ist, weil der da so neun Jahre älter war als ich und jetzt mein Mann ist (lacht)“ (I2:36).

Auch andere Interviewpartnerinnen berichteten von ihren Geschwistern und deren Einfluss auf die kognitive Entwicklung zur Frau im Pubertätsalter. So wurde auch der Austausch mit älteren Geschwistern als einflussreich angesehen.

„Mhmm, ich weiß nicht, ich wollte immer so sein wie meine großen Schwestern und das hat mir dann irrsinnig gefallen, wie ich dann auch zum Fortgehen angefangen habe und ich habe mich auch total gefreut, wie ich meine Regel gekriegt habe. Das war für mich irgendwie so, ähm, jetzt werde ich älter. Das hat mir total gut gefallen“ (I6:50).

Drei befragte Frauen gaben an, durch Phasen des Streits mit der Mutter bzw. dem damaligen Partner erwachsener geworden zu sein.

„Mhmm. ähm, also ich muss sagen, ich war sehr anstrengend als Teenager, glaube ich. (lacht) Ich habe mich dauernd mit meiner Mama gestritten und jetzt, wenn ich darüber nachdenke, einfach nur, weil ich anstrengend war“ (I5:32).

Es zeigt sich somit, dass vielfältige Faktoren für die weibliche kognitive und psychische Entwicklung in der Adoleszenz ausschlaggebend sein können. Besonders der Einfluss von FreundInnen spielt hier eine bedeutende Rolle, aber auch ältere Geschwister, Eltern und der Partner innerhalb einer Liebesbeziehung wirken sich auf das Denken und Erleben der weiblichen Jugendlichen aus.

Es wurden auch die schulische Laufbahn bzw. der schulische Rahmen als einflussreich erlebt. Zwei Pädagogikstudentinnen äußerten sich hierzu.

„Ja und ich glaube, in der BAKIP einfach... generell die fünf Jahre da habe ich mich so verändert“ (I3:48).

„Und so, ich glaube, ... und so mit der Matura da war ich dann, glaube ich, so, da habe ich dann echt, keine Ahnung, ich glaube halt, ab dem Moment war ich halt dann so wie ich jetzt bin. (lacht)“ (I3:48).

„Also da bin ich fast durchgeflogen in drei, vier Fächer. Es war ein Jahr, wo ich sagen kann, das war wirklich extrem, wo ich wirklich gemerkt habe, da passiert gerade viel und danach war es auch wirklich so, dass ich dann wiederum entschieden habe woanders hinzusitzen in der Klasse. Also zuerst von ganz vorne nach hinten und dann in die Mitte, zu wieder zwei Mädchen. Die waren eher braver, aber die habe ich sympathisch gefunden und habe mir gedacht ,Okay, vielleicht färbt das wieder ab und es ist dann... also mit denen habe ich mich auch sehr gut verstanden. Dann war ich überhaupt nicht mehr so cool. (lacht) Die waren auch besser in der Schule und das hat dann auch wieder abgefärbt in der Hinsicht. Da habe ich mich dann wieder besser darauf konzentrieren können“ (I1:46).

11.2 Identitätsfindung

Folgende Ergebnisse bezüglich der Identitätsfindung der interviewten Personen im pubertären Alter können aus den acht Interviews herausgearbeitet werden. Die Interviewpartnerinnen wurden gefragt, ob es Ereignisse gab, welche ihre Identitätsfindung auf dem Weg zur Frau geprägt haben. Bei der gelegentlichen Nachfrage des Gegenübers, was ich dabei genau erfahren möchte, entgegnete ich: “Was hat dich zu der Frau gemacht, die du heute bist? Was hat deine weibliche

Identität geprägt?“ Daraufhin ergaben sich sehr spezifische Antworten. Sie verweisen zunächst weniger auf konkrete Ereignisse, als auf wichtige Bezugspersonen als identitätsstärkend.

Es zeigte sich im Verlauf der Interviews, dass verschiedenste Erfahrungen, Situationen, Menschen und auch schwierige Ereignisse die Frauen auf ihrem Weg geprägt haben. Dabei ergaben sich folgende Kategorien:

- **Das Grenzen-Setzen innerhalb von Freundschaften**

„Ja, genau und auch eben ein bisschen mutig sein einfach. Und ich kann mich zum Beispiel auch erinnern, ich habe in der Pubertät eine Freundin gehabt, ähm, die mir so ein bisschen die Tür eingerannt hat. Also, sie wollte sehr viel mit mir machen sehr, sehr, sehr viel und ich habe da irgendwie Probleme gehabt Grenzen zu setzen. Das habe ich dann mit der Zeit gemerkt ‚Oh, hoppala‘, mir tut das ab einem gewissen Punkt nicht mehr gut und das war für mich auch nicht so leicht, da eben zu lernen Grenzen zu setzen. Das war sicher auch ein Punkt wo ich gesagt habe ‚Okay, das, ähm, hat meine Identität geprägt“ (I7:54).

- **Die Auseinandersetzung mit Autoritäten**

“Mhmm... Ja, ich würde sagen, eine große Rolle haben andere, also Gleichaltrige gespielt. Freundinnen, also, Klassenkameradinnen, wo man schon eine Orientierung gehabt hat. Wo man dann sagt, da formt man dann doch seine Identität heraus, weil davor ist man halt eher... im Bezug zu den Eltern und so lernt man dann auch etwas Neues kennen, so gesehen und da entwickelt man irgendwie auch ein anderes Ich dann noch, würde ich so sagen und ja, auch sonst, dass man sich zum Beispiel dann auch mit Autoritäten auseinandersetzt und irgendwie, da ein bisschen einen Mut auch entwickelt vielleicht” (I7:52).

- **Die Eltern als Vorbilder**

„Ähm, eben von meiner Familie... nein schon, ich habe das immer von Mama und Papa mitbekommen, dass die irgendwie... dass die Mama was ganz Besonderes ist für den Papa und dass das ganz... das, keine Ahnung so wie es Christen oft irgendwie gesagt wird, dass da... dass die Frau sich unterordnet, das ist was, was ich gar nicht kenne und noch nie in meinem Leben erfahren habe selbst. Ähm und das, das war immer schon

so ein Ding. Meine Mama ist eine starke Persönlichkeit und auch mit den Kindern, sie hat uns immer schon gut in der Hand gehabt und das war mir auch wichtig. Wenn ich einmal eine Frau werde, dann möchte ich auch so werden, dann möchte ich auch irgendwie das so machen“ (I2:94).

- **Die Familie als Reibungspunkt/ Die Position innerhalb der Familie**

„Mhmm. Also was mich sicher eben geprägt hat war, dass ich in einer Familie aufgewachsen bin, die eben alle sehr laut sind und sehr, ja, sehr dominante Charaktere. Also bis auf meinen Papa wahrscheinlich und meinen kleinen Bruder und ich finde man hat sich immer so ein bisschen durchkämpfen müssen, damit man das sagen kann, was man sagen will“ (I2:64).

- **Der Umgang mit Schicksalsschlägen so wie der Verlust von nahestehenden Personen**

„Okay, wenn ich mag, kann ich alles schaffen so und irgendwie hat mich das schon auch zu dem Menschen gemacht, der ich bin. Also wo... 2012 ist dann mein Onkel tödlich verunglückt. Da habe ich auch extrem guten Kontakt gehabt. Dann 2013 ist eben meine Oma gestorben und ein Monat darauf ist schon mein Opa gestorben und jetzt ist eben wieder mein Onkel gestorben, aber da denk ich mir, Okay, das ist eben so aber irgendwie... Es gibt halt so Tiefs und dann kommt wieder ein Hoch.‘ und danach denke ich mir dann ‚Okay, das hast du alles gut gemeistert.‘ Das hat mich auch zu der gemacht, die ich heute bin“ (I4:64).

- **Die Übernahme von Verpflichtungen und Aufgaben, für die vorher ihre Bezugspersonen zuständig waren**

„Huh, ja, ähm, das ist... ich glaube, wo ich so achtzehn... so zwischen meinem achtzehnten und neunzehnten Lebensjahr war. Also eigentlich recht, ja ist eigentlich recht viel passiert in meinem Leben, was für mich auch so, ja, bedrückend war nicht. Zum einen meine Oma, die hat schon länger Demenz gehabt und naja das geht ja so in Stufen und dann ist meine Oma, 2012 war das dann auch, hingefallen daheim und sie war ab da bettlägerig, also ein Jahr nur bettlägerig gewesen daheim und natürlich, wenn die Mama nicht daheim war, dann habe ich den Part halt auch übernommen. Gewickelt und

gewaschen und... also ich war da mit siebzehn, achtzehn Jahren schon voll im... Nein, eigentlich schon früher, weil mit fünfzehn hat sie da auch schon nicht mehr so viel gekonnt und da war ich schon voll in dem Pflegeding und voll selbstständig. Schon immer eigentlich gewesen“ (I3:193).

- **Das Reisen**

„Mhmm... also ich würde sagen, da zählt definitiv mein Semester in den USA dazu. Da bin ich schon anders... also da war viel, das mich geprägt hat. Da bin ich dann auch verändert zurückgekommen. Eben nicht nur von meinen Haaren her (lacht). Im Gegensatz zu allen anderen in meiner Familie... also ich reise auch noch heute total gerne“ (I1:210).

- **Der Glaube**

„Und auch immer so ein bisschen eine eigene Meinung haben. Eben jeder ist so ein bisschen ein Klugscheißer und weiß alles besser (lacht) und da muss man dann wahrscheinlich auch... also das glaube ich sicher, dass ich deswegen jetzt auch habe, dass ich einfach auch einen starken Charakter habe und das sage was ich denke und eben dadurch, dass ich immer schon an Gott geglaubt habe, war das auch sicher in der Schule... hat man sich beweisen, oder nicht beweisen müssen, man hat mit den Leuten einfach reden müssen. ‚Warum machst du das so?‘ und ‚Warum denkst du so?‘ und das hat mich sicher irgendwie zu dem gebracht jetzt“ (I2:66).

- **Schule, Studium, Beruf**

„Ich bin so, ich habe schon zehntausend Jobs gehabt, obwohl ich erst noch so jung bin und ähm, ich will eigentlich Schauspielerin werden“ (I5:326)!

- **Die Ablösung vom Elternhaus**

„Und ich wollte eigentlich zuerst in Klagenfurt studieren und daheimbleiben und da habe ich mir den Knöchel gebrochen. Da habe ich wirklich zwei Monate mal einen Liegegips gehabt und da habe ich halt viel Zeit zum Überlegen gehabt. Und da überlegt man sich halt auch, wo man jetzt ist und ob man dableiben möchte. Da war für mich

auch der Moment so ich gesagt habe ‚Nein, ich will da nicht bleiben.‘ Das war für mich dann eine Entscheidung, weil ich wäre eigentlich in Klagenfurt wieder geblieben (II:178).

Interviewerin: Ja.

„Aber, weil ich... also das wäre wieder ein Schritt zurück gewesen. Das war schon auch... ich meine, eine Ausnahmesituation. Weil da bin ich zum Beispiel zwei Monate im Bett gelegen oder auf der Couch“ (II:180).

Als weitere identitätsbildenden Erfahrungen wurden folgende genannt: Das Sammeln von Erfahrungswerten in Partnerschaften sowie auch die Trennung vom Partner; die Orientierung an Freundinnen; Geschlechtsgenossinnen und Gleichaltrige; der eigene Körper als Lernfeld; die Persönlichkeitsarbeit; der Einfluss durch Musik und Film.

Diese Aufzählungen gehören zu den prägenden Dingen, die die jungen Frauen bei der Findung ihrer weiblichen Identität beeinflusst haben.

Somit zeigt sich, dass die Identitätsfindung ein individueller Prozess ist. Es handelt sich hierbei um subjektive Lernschritte in unterschiedlichen Lebensbereichen, die für die weibliche Identitätsfindung der Interviewpartnerinnen bedeutend waren und zum Teil noch heute sind. Eine häufigere Übereinstimmung der interviewten Teilnehmerinnen gab es in dem Bereich der Erfahrungen innerhalb einer Partnerschaft. Sechs der acht Interviewpartnerinnen gaben diesen Punkt als entscheidend an.

Zudem wurden einige Szenarien genannt, in denen die Pädagogik-Studentinnen Stärke zeigten bzw. sich behaupten mussten. Auch Situationen, in denen sie auf sich selbst gestellt waren und eigenen Lösungsansätze finden mussten bzw. sich vom eigenen Elternhaus distanzieren, waren prägend für die befragten Personen.

Spannend ist hierbei, dass sich die psychische/kognitive sowie die körperliche Entwicklung auch bei der Identitätsfindung der jungen Frauen widerspiegelt. Die Erzählungen der Studentinnen lehnen sich in einigen Punkten an diese Erfahrungen an.

11.3 Aufklärungsarbeit

In diesem Teil geht es um die Aufklärung der damals pubertierenden Mädchen aus Graz. Dabei wurde erfragt, ob in ihrem Elternhaus Aufklärungsarbeit geleistet wurde. Wenn die Antwort mit einem "Ja" seitens der interviewten Frauen beantwortet wurde, so lag der Fokus auf der Frage: "Wie hat die Kommunikation in deinem Elternhaus diesbezüglich ausgesehen?" Weitere Subfragen gaben hierbei die Richtung an.

Wenn die Teilnehmerin mit "Nein" antwortete, so konzentrierten wir uns auf die Frage, durch welche Person(en) die Aufklärung erfolgte. Auch hier wurden weitere Subfragen herangezogen, auf welche in diesem Abschnitt näher eingegangen wird.

Durch die Erhebung zeigte sich, dass nur drei der interviewten Mädchen durch ihr Elternhaus ein aufklärendes Gespräch erhielten. Dabei war es immer die Mutter, die Aufklärungsarbeit leistete.

"Ja, also, das war recht witzig. Mich hat die Mama aufgeklärt und zwar als ich mich im Sommer draußen im Bikini gebräunt habe. Ich weiß noch, dass sie mich so angesehen hat und dann gemeint hat, dass sie mit mir einmal reden müsse" (I7:80).

Die Art und Weise, wie und in welchem Ausmaß die Aufklärung stattfand, unterschied sich von Teilnehmerin zu Teilnehmerin. In einem Einzelfall gab es z.B. auch drei Versuche, um mit der Tochter ins Gespräch zu kommen, aber nicht immer glückte dieser oder wurde er von der Pubertierenden angenommen.

"Nein, mit vierzehn hat sie angefangen. (lacht) Mit fünfzehn hat sie es wieder probiert. Mit sechzehn auch wieder und dann hat sie aufgehört" (I4:201).

"Also, das war dann eh schon mit siebzehn und neunzehn. Das war da schon kein Thema mehr. Nein, mein allererster Freund, das hat nur ein, zwei Monate gehalten. Da war ich... da bin ich gerade sechzehn geworden. Da war es (lacht)... war recht lustig. Ich habe halt zuhause der Mama erzählt, dass ich jetzt einen Freund habe und ihre Reaktion darauf war, dass sie mir am nächsten Tag so einen Stapel Aufklärungsbroschüren auf meinen Schreibtisch gelegt hat (lacht)" (I5:74).

"Sie hat schon einmal gesagt, ich meine, immer so ein bisschen angeschnitten, aber ich glaube, sie hat einfach nicht gewusst, wie weit ich schon bin und ob ich denn überhaupt schon Interesse

daran habe” (I3:94).

Zwei junge Frauen betraf es, die keine Aufklärung bzw. auch keinen Versuch der Aufklärung seitens der Eltern erhielten. Eine der Adolescenten war über diese Tatsache froh nicht von den Eltern aufgeklärt worden zu sein, die andere wiederum hätte sich mehr Unterstützung von ihren Eltern gewünscht.

In diesem Zusammenhang wurde die Frage gestellt, welche Person(en) anstelle der Eltern Aufklärungsarbeit leisteten. Eine Person entgegnete, dass die älteren Geschwister den Eltern zuvor kamen. Eine weitere interviewte Person, bei der kein Gespräch seitens der Eltern stattfand, wurde mit elf Jahren von der Biologielehrerin in der Schule aufgeklärt. Auch Freundinnen sowie die Zeitschrift “Bravo” waren hilfreiche Mittel, um für eine erste Aufklärung zu sorgen. Die Aufklärungsgespräche erfolgten zudem in unterschiedlichen Lebensstadien, vom Volksschulalter bis zur Volljährigkeit waren hier alle Altersstufen vertreten. Die meisten Interviewpartnerinnen erhielten jedoch im Mittelschulalter die ersten Informationen zum Thema Sexualität.

“Also das war... da haben wir in der vierten Volksschule schon einmal so ein kleines Blättchen gesehen mit Mann und Frau. (lacht) Da war halt alles beschrieben und... Nein, das habe ich schon früh gewusst. Das habe ich bestimmt... Ah, das habe ich viel früher eigentlich. Das habe ich mit acht Jahren schon gewusst” (I4:211).

Eine weitere Frage war, ob es Dinge gab, welche sie im Nachhinein gesehen gerne von ihren Eltern erfahren hätten. In diesem Fall meinten sieben von acht Gesprächspartnerinnen, dass sie nicht mehr von ihren Eltern wissen wollten, als sie an Informationen von ihnen bekamen.

“Mhmm, glaube nicht. Also meine Mama war da schon nicht nur bei Verhütungssachen, sondern wie es so ablaufen kann und was... weiß ich nicht... Sie hat mir zum Beispiel auch erzählt, dass nicht jede Frau so einen Orgasmus kriegen kann nur durch Sex, sondern dass man da halt auch vielleicht selber noch mithilft und das hat sie mir auch alles ganz genau erklärt (lacht). Also so voll” (I8:71).

Dabei rückten wiederum Freundschaften näher in den Vordergrund. Den Jugendlichen fiel es leichter über heikle Dinge mit Gleichaltrigen zu sprechen. Eine Teilnehmerin hätte noch gerne mehr von Ihren Eltern über das Themengebiet Sexualität erfahren. Sie äußerte sich dazu, wie folgt:

“Ähm, also ich glaube jetzt, so habe ich rückwirkend gesehen... Ja, hätte ich schon gerne mehr mit den Eltern über dieses Thema geredet. Ganz konkret dann auch. Dadurch, dass wir in einem christlichen Haus aufgewachsen sind, war es dann... Es war kein Tabuthema. Ich glaube, es war eher... ich weiß auch nicht. Mein Bruder hat eine Freundin gehabt zu der Zeit schon. Die auch jetzt seine Frau ist, also... und sie haben das schon gehandhabt, dass sie nicht miteinander schlafen. Von dem her habe ich ein Vorbild gehabt irgendwo, aber ich hätte gerne mit meiner Mama über das geredet. Auch vielleicht, wie es bei ihr war oder wie sie das gemacht hat. Sie ist nämlich aus keinem christlichen Elternhaus und hat das ganz anders irgendwie gemacht und das hat mich schon... das hätte ich einfach gern... das wäre interessant gewesen, weil dann für mich selber... ja” (I2:92).

11.3 Wertvorstellungen über Weiblichkeit und Sexualität innerhalb der Familie

Hierbei wurde erfragt, wie die Eltern auf eine von gesellschaftlicher Normierung abweichende sexuelle Orientierung bzw. Geschlechtlichkeit der Tochter reagiert hätten.

Dabei meinten drei junge Frauen, dass ihre Eltern damit keine Schwierigkeiten gehabt hätten, wenn sie sich als lesbisch geoutet hätten oder sich als Mann identifizieren würden. Eine dieser drei Frauen sagte, dass eher der Vater als die Mutter damit Schwierigkeiten gehabt hätte, aber es mit der Zeit auch für ihn kein Problem mehr gewesen wäre, wenn er merken würde, dass sie glücklich ist.

“Dann hat sie halt so gemeint ‚Du weißt eh, wenn du wirklich lesbisch bist, kannst du es mir ruhig sagen‘“ (I5:152).

“Ich weiß nicht. Ich glaube schon, dass da... Ich meine, ich glaube, da muss man sich immer daran gewöhnen als Elternteil, aber mir Steine in den Weg stellen würden sie nicht” (I5:158).

Fünf der Teilnehmerinnen gaben jedoch an, dass ihre Erziehungsberechtigten damit zu hadern gehabt hätten, wenn sie sich zu einer anderen Geschlechtlichkeit bzw. Sexualität bekannt hätten.

“Puh, ich glaube nicht so toll. Also meine Eltern sind da schon... sie sind eher traditionell eingestellt. Ich habe da schon Diskussionen mit meinen Eltern geführt, obwohl ich heterosexuell bin. Also mein Papa macht da auch hie und da Späße darüber. Sie sehen es halt als nicht

natürlich an. Wobei ich sagen muss, dass ich überhaupt nichts gegen Homosexuelle oder andersgeschlechtliche Leute habe” (17:102).

“Mhmm, ja das ist eine gute Frage. Ich glaube, dass wäre schwierig gewesen. Wenn ich gesagt hätte, ich bin lesbisch und so... sie hätten das akzeptiert, gar keine Frage, aber ich glaube im Inneren wären sie schon so ein bisschen enttäuscht gewesen oder... ich glaube schon enttäuscht, ja, weil sie denken sich dann auch ‚Okay, wir hätten schon einmal gerne Enkelkinder‘. Ja, es ist... ich habe, also gegenüber Homosexualität auch so eine Einstellung. Weil ich glaube, ich habe überhaupt nichts gegen die Leute...” (14:281).

Es lässt sich somit sagen, dass die Erziehungsberechtigten sich vorwiegend schwer getan hätten, wenn die Tochter sich als lesbisch oder als Mann offenbart hätte.

11.4 Beziehungserfahrungen im Jugendalter

In diesem Abschnitt geht es um die Beziehungserfahrungen der damaligen Teenager und darauffolgend um den Umgang der Eltern mit diesen Erfahrungen.

Sieben der acht Gesprächspartnerinnen gaben an, dass sie Beziehungserfahrungen im Jugendalter gesammelt haben. Eine der Teilnehmerinnen hob hervor, dass sie bis heute noch keine feste Beziehung hat, aber auch sie hatte Erfahrungen mit Jungen im Pubertätsalter gesammelt. Heute befinden sich drei Frauen in einer festen Beziehung und fünf sind derzeit Single. Hierbei unterschied sich zwischen den Teilnehmerinnen auch die Auffassung bzw. Definition von “Beziehungserfahrungen” im Pubertätsalter.

Die Beziehungserfahrungen der interviewten Personen im pubertären Alter sind unterschiedlich. Die Erfahrungen unterscheiden sich in unterschiedlichen Gesichtspunkten. Ausschlaggebende Faktoren, die genannt wurden, sind das Alter der Teenager, bei dem sie in einer Beziehung oder Single waren und der Erfahrungszeitraum. So waren die Beziehungen oft eher sehr kurz und manche gingen über Jahre hinweg. Auch differenzierten sich die Aussagen in Bezug auf den jeweiligen Grund der Beziehung bzw. warum die Teenager eine Partnerschaft eingingen oder eben keine haben wollten. Ebenso unterschiedlich wurde die Intensivität der Zweisamkeit beschrieben. So gaben Interviewpartnerinnen an mit Herz und Seele dabei gewesen zu sein und andere sahen die Verbindung zum damaligen Partner eher als ungezwungenen Erfahrungsraum. Zudem wurde auch das Gefühl der Geborgenheit und das Ausleben der Sexualität different beschrieben. So erwähnten Interviewpartnerinnen, dass Ihnen die damalige Beziehung auch

psychisch nicht gut tat oder sie eben in ihrem pubertären Ich gestärkt hat. Nicht jeder Partner wurde auch von der Herkunftsfamilie von vornherein akzeptiert. Wie die exakten Ergebnisse aussehen, wird folgend dargelegt:

Zwei der Teilnehmerinnen sprachen von Freunden, die ihnen in der Adoleszenz nicht gut taten. Sie meinten, dass die Beziehungserfahrungen in dieser Zeit belastend waren und sie dadurch so einiges an Erfahrungen für kommende Beziehungen für sich mitnehmen konnten.

“Was, glaube ich, ganz wichtig war, ich habe so zwischen 16 und 18 Jahren oder so einen Freund gehabt, mit dem es ganz schrecklich war. Also der war wirklich... also psychisch hat mich der echt fertiggemacht. Da war ich eigentlich nur fertig in der Zeit und ich habe ihn auch einmal betrogen, weil ich jemanden anderen geküsst habe und so. Weil er halt so gemein war zu mir und diese Zeit hat mich echt geprägt. Vor allem dann, wie es aus war. Also wenn ich jetzt zurückdenke, ich glaube, dass ich vielleicht echt viel gelernt habe in der Zeit. Vor allem, weil ich dies jetzt halt nie mehr wieder so machen und sofort das abbrechen und halt mehr auf mich schauen würde. Ja, aber da habe ich mich halt voll reingehängt. Weiß ich nicht... voll in den. Weiß ich nicht... ich bin da nicht rausgekommen irgendwie und das war sehr prägend und lehrreich. Ja, auch für zukünftige Beziehungen. Zu allem eigentlich” (I8:46).

Drei weitere Frauen berichteten davon, dass Beziehungen im Anfangsstadium der Pubertät nicht wirklich ernsthaft waren. Eine dieser Interviewpartnerinnen führte an, dass es zum “Cool-Sein” wichtig war und es hauptsächlich darum ging, zur Gleichaltrigengruppe dazu zu gehören und weniger das Zwischenmenschliche der Partnerschaft im Vordergrund stand. Erst später standen dann die Gefühle an oberster Stelle, um eine Beziehung einzugehen. Gleichaltrige verglichen sich in diesem Fall untereinander, inwiefern Geschlechtsgenossinnen bereits partnerschaftliche Erfahrungen sammeln konnten. Auch eine zweite Interviewpartnerin konnte davon berichten, dass ihre Partnerschaften erst ab einem gewissen Alter ernsthafter wurden.

“Ich würde mir schon mehr Zeit lassen und vielleicht auch mir die Person genauer ansehen, wobei das damals eben zum ‚Coolsein‘ dazugehört hat und auch meine Freundinnen so ihre Erfahrungen in dem Alter gemacht haben. Das gehört irgendwie dazu” (I7:74).

Wie bereits kurz erwähnt, sprach eine junge Frau davon, noch keine Beziehungserfahrungen gesammelt zu haben. Dennoch erzählte sie von einer kleinen Liebesgeschichte im

Mittelschulalter, welche sich über zwei Monate hinweg zog. Auch berichtet sie von Kontakten zu jungen Burschen mit dem Handy, welche sie damals von ihren schulischen Aufgaben ablenkten. Sie ist nun die dritte Person, die davon spricht, diese ersten Kontakte eingegangen zu sein, um cool zu wirken.

Sie merkte außerdem an, dass sie heute von Seiten ihrer Familie häufig die Frage gestellt bekommt, warum sie denn bis dato noch keinen festen Partner habe. Dabei wird sie regelmäßig mit ihrer Cousine verglichen, welche sich bereits seit einigen Jahren in einer Beziehung befindet. Sie selbst glaubt, dass der schulische Leistungsdruck stark dazu beigetragen hat, dass sie sich weniger auf ihr Liebesleben konzentrierte.

Eine weitere Gesprächspartnerin berichtete über ihren ersten Partner, der etwas jünger als sie selbst war. Sie war damals siebzehn Jahre alt. Ein Au-pair Aufenthalt in England seinerseits hat die Beziehung dann auf die Probe gestellt und die beiden trennten sich voneinander.

“Ja, einfach das Sich-nicht-Sehen und nicht wirklich Ausreden-Können, wenn man sich streitet und immer nur über Skype und so... dann war es einfach so” (I5:82).

Eine der jungen Frauen sprach von positiven Erfahrungen innerhalb der ersten Beziehung (im Alter von achtzehn), und dennoch habe sie diese aber negativ in Erinnerung, da sie ein für sie schmerzhaftes Ende fand.

Die nächste Interviewpartnerin verliebte sich mit vierzehn in ihren Konfirmationsleiter, welcher einige Jahren älter als sie ist. Dieser nahm sie anfänglich in ihren Gefühlen auch nicht so ernst und so kam es, dass andere Erfahrungen mit Männern folgten. Schlussendlich befindet sie sich jedoch heute mit ihrem ehemaligen Konfirmationsleiter in einer Ehe.

“Dann habe ich mich auch verliebt damals in meinen... mit vierzehn in meinen ehemaligen Konfirmationsleiter. ‘Was ganz witzig ist, weil der da so neun Jahre älter war als ich und jetzt mein Mann ist’ (lacht)” (I2:36).

Durch die Erhebung zeigt sich, dass die jungen Frauen in ihrer Jugendzeit verschiedene Erfahrungen hinsichtlich Partnerschaft und Liebesbeziehungen sammeln konnten. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass einige Pubertierende sich durch einen gewissen “Coolness-Faktor” unter

Gleichaltrigen zu den ersten Erfahrungen hinreißen ließen. Auch kristallisierte sich heraus, dass die jungen Frauen negative partnerschaftliche Erfahrungen als sehr prägend und lehrreich für weitere Beziehungen beschrieben.

11.4.1 Umgang der Eltern mit den ersten Beziehungserfahrungen ihrer Töchter im Pubertätsalter

Im Folgenden geht es um den Umgang der Eltern mit den ersten partnerschaftlichen Lebenserfahrungen ihrer Kinder.

Bei vier der acht Pubertierenden zeigte die Mutter eine besonders fürsorgliche Seite, indem sie versuchte auf ihre Tochter aufzupassen.

“Mhmm, also ich habe das noch so im Kopf, dass meine Mama sich da schon gefreut hat, aber irgendwie auch etwas unsicher war. Also, sie hat mich jetzt im Nachhinein gesehen auch versucht zu schützen und auf mich aufzupassen” (I7:62).

Es gab auch einen Fall, bei dem die Mutter über die Übernachtung eines Jungen bei ihrer Tochter besonders erschrocken war (obwohl sich die beiden sexuell nicht näher kamen) und sie den jungen Mann im Pubertätsalter am selben Abend nach Hause schickte, sich aber am nächsten Tag telefonisch bei ihm meldete, um sich für ihre Reaktion zu entschuldigen.

“Ja, er ist dann auch heimgefahren, weil er hat gesagt ‚Es ist da alles so...‘ und ‚Das geht nicht, dass ich ihn einfach mit rauf nehme. Wir hätten da vorher denken müssen. Wir müssen da die Eltern schon vorher informieren‘ (lacht)” (I4:114).

Insbesondere bei den ersten sexuellen Kontakten ließen einige Mütter eine gewisse Vorsicht walten.

Eine Mutter wurde selbst sehr früh schwanger und wollte nicht, dass ihre Tochter das Gleiche erfährt.

...”Sie hat gemeint, dass ich so jung bin und er hat auch zum Beispiel erst nach einem halben Jahr bei mir schlafen dürfen. Das hat also die Mama nicht gewollt. Von dem her... aber sonst, er hat immer zu mir kommen können... also von dem her” (I6:95).

“Also, wenn sie mitgekriegt hat, dass wir länger im Zimmer waren und es war halt die Tür zu und so, dann habe ich schon mitgekriegt, dass sie, dass sie da nicht so glücklich damit ist, aber...” (I5:108).

Die Väter hingegen hielten sich in fast allen Fällen eher im Hintergrund oder wurden nur teilweise zu Rate gezogen.

“Ja, also, ich habe das schon gemerkt, dass sie mich da ein bisschen behüten wollte und mein Papa hat sich da immer rausgehalten. Da habe ich überhaupt nie etwas gehört. Eher habe ich es gemerkt, indem mein Papa dann zu der Person offen und freundlich war oder sich eben nicht so oft gezeigt hat” (I7:64).

Eine Interviewpartnerin berichtete jedoch davon, dass sich ihr Vater und ihr Freund gut verstanden und sie dadurch keine Hemmnisse seitens ihrer Eltern verzeichnen konnte.

“Mhmm, also ich glaube für meine Eltern war es super zu wissen... Also der Harald (Name verändert,) mein Ehemann, der damals mein erster Freund war. Dass ich ihn gekannt habe vorher. Wir haben uns durch die Gemeinde kennengelernt und da war er immer da und sie haben sich super verstanden. Er und mein Papa sind sich so ähnlich, das ist fast gruselig, ein bisschen. Ähm und wie wir dann gesagt haben, wir sind ein Paar. Ich glaube, für sie war es super zu wissen, dass wir nicht einfach irgendwas machen, sondern, dass wir das echt auch ernst meinen und das auch probieren möchten und dass sie sich auch bei ihm auf das verlassen können und er aufpasst auf mich...” (I2:70).

In einem weiteren Fall war die Besorgnis der Eltern schon etwas abgeflacht, da die ersten Beziehungserfahrungen der Tochter im Alter von 18 Jahren stattfanden. Somit fiel es den Erziehungsberechtigten leichter der Adoleszentin mehr Eigenverantwortung zuzusprechen.

Ein Mädchen, welches auch heute davon spricht keine “echten” Beziehungserfahrungen gesammelt zu haben, erhält von Seiten ihrer Eltern eher Druck einen Partner zu finden. Sie führte an, wie bereits kurz erwähnt, dass hier nie groß nachgefragt wurde, aber sie in jüngerer Zeit öfter mit ihrer Cousine, die sich in einer festen Partnerschaft befindet, verglichen wird.

“Aber sonst so. Eben, wenn der Vergleich mit meiner Cousine kommt, also bei Familienfeiern. ,Oh, jetzt sind die schon vier Jahre zusammen. Oh, die ziehen schon zusammen‘ und du bist ja älter. Warum läuft da jetzt nichts? Aber mein Bruder ist da sehr ähnlich. Der hat auch... ich meine der hat schon seine Dates gehabt und so, aber es war eigentlich eher nichts so, ähm, aber es ist auch witzig oft” (I1:240).

Diese Interviewpartnerin wünscht sich heute von ihren Eltern etwas mehr Verständnis. Sie möchte nicht in einer Beziehung um ihrer selbst Willen sein, sondern weil die Gefühle stimmen und es sich stimmig anfühlt.

“Es ist mir unangenehm, aber es ist für mich in Ordnung. Ich würde gerne haben, dass mich Leute verstehen, dass ich nicht, ähm, es ist für mich nicht Priorität, also es ist nicht die erste Priorität und ich bin jemand, die sagt ,Ja, wenn es passiert dann‘ aber für mich ist es nicht so ,Ich möchte einen Freund haben‘, weil für mich ist es so, wenn es passiert, dann hängt das von der Person ab und nicht von der Tatsache, dass ich etwas haben möchte” (I1:250).

So lässt sich zusammenfassen, dass vorrangig die Mütter besorgt um ihre Kinder und deren erste Beziehungserfahrungen sind. Diese möchten nicht, dass ihre Töchter, insbesondere in sexueller Hinsicht, etwas überstürzen. Die Väter halten sich durchwegs eher im Hintergrund oder vermitteln ihren Standpunkt eher nonverbal.

11.4.2 Umgang der Eltern mit Liebeskummer

Die nächste Subfrage behandelte die Themen Liebeskummer bzw. Beziehungsprobleme seitens der damals Pubertierenden. Dabei wurde erhoben, wie die Reaktionen der Eltern dabei aussahen.

Eine interviewte Person gab an, bisher keinen Liebeskummer bzw. Beziehungsprobleme gehabt zu haben. Damit erübrigte sich die weitere Frage, inwiefern die Eltern darauf reagiert haben.

Es zeigte sich bei sechs Teilnehmerinnen, also der Mehrheit, dass die Eltern oder zumindest ein Elternteil in diesen Belangen ein offenes Ohr für ihr Kind hatte. In allen sechs Fällen hatte die Mutter eine unterstützende Funktion. Drei Väter dieser sechs Personen waren ebenso ein Ansprechpartner für ihr Kind. Die andere Hälfte war bei diesem Thema eher passiv gegenüber ihrer Tochter.

“Es hat nicht viel Liebeskummer gegeben, aber mit einem Burschen hat es Liebeskummer gegeben und da hat es die Mama da auch schon mitbekommen und hat das auch gemerkt und da haben wir auch gesprochen darüber. Ähm, also da habe ich sehr ehrlich sein können zu ihr und sie war immer sehr aufbauend und hat gesagt, ‚Hey‘ also sie hat das schon irgendwo gesehen, dass ich jung bin und dass das nichts wirklich ist, wo die Welt jetzt irgendwie zusammenbricht” (I2:108).

Bei den anderen zwei interviewten Personen waren die Eltern bei Liebeskummer bzw. Beziehungsproblemen weniger unterstützend. Hier merkten es die Eltern nicht, wenn die Tochter bedrückt war und infolgedessen gab es auch darüber keinen Austausch.

“Mhmm. Ähm, wie haben deine Eltern auf Liebeskummer beziehungsweise Beziehungsprobleme deinerseits reagiert” (Interviewerin:302)? „Das haben sie nicht mitbekommen (lacht)” (I4:303).

“Genau, der Papa hat sich da sehr. Ich weiß gar nicht, ob er das mitbekommen hat (lacht)” (I2:110).

Bei Kummer in Liebesfragen hatten die Eltern vorwiegend ein offenes Ohr. Besonders die Mütter waren hier eher die Ansprechpartnerinnen.

11.5 Schönheitsnormen in der Familie

In diesem Abschnitt geht es um die folgende Frage: “Welche Vorstellungen, Regeln, Normen bezüglich deines äußeren Erscheinungsbilds gab es in deiner Familie?”

Dabei erläuterten die jungen Frauen die Vorgaben seitens ihres Elternhauses und hoben hervor, inwiefern diese als einschränkend wahrgenommen wurden oder umgekehrt dazu führten, dass sie sich bezüglich ihres Äußeren frei entfalten konnten. Aufgrund der Auswertung der Interviews lassen sich dabei folgende Kategorien bilden:

- Körperbewusstsein, Figur und Ernährung
- dekorative Kosmetik
- Bekleidung
- Tattoos und Piercings
- Haare

11.5.1 Körperbewusstsein, Figur und Ernährung

Bei vier der acht Teenagern waren die Mütter sehr figurbewusst. Sie selbst achteten auf ihre Ernährung bzw. auf ihr Gewicht und übertrugen dieses Verhältnis zum eigenen Körper zum Teil auch auf ihre Töchter.

Eine Gesprächspartnerin berichtete darüber, dass ihre Mutter besonders in letzter Zeit sehr auf ihre Figur geachtet hatte. Es gab vor kurzem sogar ein Gespräch, indem sich die Mutter für dies entschuldigte, da sie ihre Tochter damit nicht belasten wolle. Insgesamt gaben fünf Mädchen an, vorrangig von ihrer Mutter und in zwei Fällen auch von ihren Vätern auf einschränkende Weise in Ernährungsfragen beeinflusst worden zu sein. Sowohl das Zu-wenig-Essen, als auch das Zu-viel-Essen waren hierbei ein Thema.

“Also mein Papa hat mehr geschaut, dass immer... Er kocht halt sehr viel und das mehr... schon so sehr große... Da habe ich schon ein bisschen Probleme gehabt, weil wenn da nicht alles wegisst, dann bist du gleich ‚Mah, warum isst du nichts‘” (I1:413).

Laut einer Gesprächspartnerin gab es in diesem Zusammenhang gar keine negativen Einflüsse seitens der Familie. Zwei von den interviewten Mädchen gaben hierbei an, dabei schon in die Richtung einer Essstörung geraten zu sein. Eine Person hat sich zu diesem Thema gar nicht geäußert.

“Also die Kombination... gesund, aber halt auch extrem auf Schlanksein. Ich habe dann auch mit zwölf einmal voll viel abgenommen und dann habe ich zum Psychologen gehen müssen auch. Also sie hat mich dann auch mitgenommen dorthin und dann ja mit siebzehn noch einmal. Nicht wirklich eine richtige Essstörung, nur so ansatzweise halt” (I8:91).

Zwei damals Pubertierende erhielten zudem von ihren Eltern (vorrangig von der Mutter) die unterschwellige Botschaft nicht zu viel Brust zu zeigen. Es wurde kein direktes Verbot ausgesprochen, aber häufigere Bemerkungen führten zu diesem Schluss, dass ein tieferer Ausschnitt unpassend sei. Eine Interviewpartnerin betonte, dass sie diese Äußerungen auf ihren Körper übertrug und sie sich dadurch in ihrem Körper weniger wohl gefühlt hat. Die damalige Jugendliche hatte nämlich dadurch den Eindruck generell zu viel Brust zu haben.

Die Ergebnisse aus den Interviews lassen darauf schließen, dass Eltern auch in Ernährungsfragen durchaus einen Einfluss auf die weiblichen Pubertierenden haben. Auch das eigene Verhältnis der Eltern zu ihrem Körper ist ausschlaggebend für die Kinder. In den Interviews wurden in diesem Sinne die Mütter häufiger als die Väter erwähnt. Zwei Väter drängten die Mädchen eher dazu ihre Portionen aufzuessen und weniger auf ihr eigenes Sättigungsgefühl zu hören.

11.5.2 Dekorative Kosmetik

Im Bereich der dekorativen Kosmetik sprachen sechs Teilnehmerinnen darüber, dass ihre Eltern es nicht besonders gerne sahen, wenn sie Schminke aufgetragen hatten. Auffällig ist hier, dass sich auch Väter häufiger zu Wort meldeten, als es in anderen Bereichen, bezüglich des Äußeren der Pubertierenden, der Fall war.

„Zu viel Schminke nicht‘ hat mein Papa immer gesagt. Er mag das nicht“ (I1:436).

„Ja, wenn wir uns zum Schminken angefangen haben, hat der Papa gemeint ‚Ja, müssen wir uns den Gatsch jetzt da ins Gesicht schmieren?‘“ (I3:217).

Angemerkt wird vom überwiegenden Teil der Pädagogik-Studentinnen, dass die elterliche Haltung (Schminke eher abzulehnen) dazu geführt hat, dass sie sich auch heute noch wenig bis gar nicht schminken, obwohl sie sich selbst gerne etwas mehr in dieser Hinsicht ausprobieren würden.

„Wenn ich Make up trage, dann ist immer gleich so eine Aufmerksamkeit halt auch. Ich meine, ich habe fast immer dezent, aber jetzt ist es fast so, dass ich mich eher unsicherer fühle, wenn ich Make up trage“ (I1:454).

„Also, wenn ich mir etwas auftrage, dann denke ich mir ‚Nein, Gott, die Leute schauen mich an‘ und dabei schaut ja niemand, aber ich denke mir dann so, dass es irgendwie zu auffällig ist und dass ich jetzt voll zugekleistert bin“ (I1:462).

Es gibt aber auch ein Mädchen, welches meinte durch elterliche Einschränkungen erst recht animiert worden zu sein, sich in diesem Bereich auszuprobieren. Heute schminkt sie sich, wenn überhaupt, nur ganz dezent. In einem Fall hat die Mutter versucht, die Tochter zu animieren, mehr Wert auf dekorative Kosmetik zu legen. Sie jedoch ist bis heute kein großer Fan davon. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Eltern meist den Wunsch hatten, dass sich die Tochter, wenn überhaupt, dann nur eher leicht schminkt.

11.5.3 Bekleidung

Bei Fragen rund um den Kleidungsstil der Tochter brachten sich Väter wiederum häufiger ein. Hier wurde meist die Freizügigkeit des weiblichen Teenagers, aber auch in einem Fall die zu bedeckte Kleidung (dem Wetter nicht entsprechend) kritisiert.

Sechs von acht sich in der Pubertät befindenden Mädchen bekamen damals Einschränkungen seitens des Vaters oder der Mutter im Bereich der Bekleidung. Eine Mutter hat versucht ihre Tochter dazu zu animieren mehr Schmuck zu tragen, obwohl die Tochter diesen nicht gerne trägt.

Eine weitere Gesprächspartnerin führte an, dass sie in Sachen Kleidung von ihrer Großmutter als auch Mutter dazu bewegt wurde, eher liebliche Kleidung zu tragen. Aus eigenem Impuls heraus widersetzte sie sich dem jedoch schon sehr früh. Auch hier ging es ein Stück weit um das Verdecken und Verbergen der eigenen Weiblichkeit, so die interviewte Person. Gleich zwei junge Mädchen wurden damals dazu bewegt ihre weibliche Brust eher bedeckt zu halten, da kein zu großer Ausschnitt erwünscht war.

„Aber so in der Hinsicht hat es da eigentlich nie etwas gegeben. Ich habe mich aber auch nie so angezogen. Ich habe mir da immer gedacht ‚Wenn ich jetzt so raus gehe und meine Eltern mich so ...‘ oder dann schauen sie mich so an und denken sich ‚Hey, da schauen deine Brüste voll riesig aus‘ oder ich weiß nicht. Das ziehe ich jetzt nicht so an, wenn ich heimfahre und wenn mich meine Mama so sieht. Weil dann denke ich so... das möchte ich halt auch nicht“ (I1:383).

Auch Strings, sowie vermeintlich zu kurze Kleider waren ein Thema zwischen Eltern und Kind. Es wurde also ein eher unauffälliger Kleidungsstil seitens der Eltern gewünscht. In lediglich zwei Fällen wurde das Mädchen in ihrem Stil bestärkt. Dabei teilte sich eine Pubertierende den Kleiderkasten mit der eigenen Mutter, da beide denselben Kleidungsstil präferierten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die meisten Eltern (vorwiegend die Mütter) bedacht über den Kleidungsstil der weiblichen Jugendlichen waren. Dabei wurde darauf geachtet, dass sich die Tochter „adäquat“ kleidet. Präferiert wurde hier ein nicht all zu offenherziger bzw. ein dem Anlass und dem Wetter angepasster Kleidungsstil. Die Jugendlichen wurden dazu angehalten sich nicht all zu auffallend zu kleiden bzw. auch weibliche Rundungen eher bedeckt zu halten.

11.5.4 Tattoos und Piercings

Bei Fragen rund um Tätowierungen und Piercings gab es bei einer Teilnehmerin heftige Reaktionen seitens der Eltern, welche in einem Streitgespräch endeten. Die interviewte Frau empfand dies als sehr übergriffig, weil sie sich durch dieses Verhalten sehr fremdbestimmt fühlte. Heute besitzt sie lediglich fünf Ohrlöcher, welche von der Mutter genehmigt und auch bezahlt wurden. Sie selbst betonte, dies bei ihren eigenen Kindern einmal anders machen zu wollen.

„Ja aber ich meine... und ich war da auch schon. Ich meine, ich finde, ich würde da glaube ich, nicht so machen, wenn ich Kinder hätte. Ich meine, sicher hätte es sich nicht gebracht, wenn man sich da gleich etwas Obszönes oder so tätowieren lassen würde. Da würde ich auch sagen, denk ein bisschen nach, aber ich denke, wenn so etwas kommt und wenn... Ich habe da ja auch einen Hintergrund gehabt. Das war ja auch nicht einfach irgendwas“ (I1:405).

Insgesamt gab es in fünf Elternhäusern die Vorgabe, dass Tätowierungen erst ab einem bestimmten Alter in Frage kommen. In einer Familie wäre lediglich der Vater einverstanden gewesen, da er selbst zwei Tattoos hatte. In zwei Elternhäusern wären Tattoos vor dem 18. Lebensjahr erlaubt gewesen, obwohl auch in diesen Fällen weder Mutter noch Vater davon begeistert gewesen wären. Piercings wurden von den Eltern hingegen in fünf Fällen gestattet, wobei es hier auch meist darauf ankam, an welcher Stelle es sein sollte. Ohrlöcher, Bauchnabelpiercings oder Nasenpiercings waren eher erlaubt als Piercings in Zunge, Augen-, Mund-, Brust- oder Intimbereich.

11.5.5 Haare

Bei der Frisur der Pubertierenden waren die Eltern in zwei Fällen sehr offen. Die Adolescentinnen hatten von ihren Elternhäusern keine Einschränkungen bei Schnitt und Farbe der Haare. In einem Fall rasierte sogar der Vater rechtsseitig den Kopf der Jugendlichen auf ihren Wunsch hin.

“Ja, einmal wollte ich auch... da war ich erst zwölf, glaube ich, da wollte ich mir hier so die Haare abrasieren (zeigt auf die rechte Kopfseite) und das hat dann mein Papa gemacht“ (I8:116).

In einem anderen Fall war die Mutter selbst Friseurin und war sehr tolerant gegenüber ihrem Kind.

Drei Pubertierende hatten nur teilweise Einschränkungen, indem ihnen entweder der gewünschte Schnitt oder die Farbe der Haare untersagt wurde. Ein Mädchen hat noch heute sehr

schöne rote Locken und hier wäre die Mutter nicht erfreut gewesen, wenn sie diese gekürzt hätte. Andere Elternteile waren wiederum bei der Änderung der Haarfarbe vorsichtiger.

Gleich zwei Pubertierende wagten es dennoch ihre Haare zu färben, obwohl es von zuhause aus nicht erwünscht war. In beiden Fällen ging dies weniger gut aus, da das Endergebnis aus der Sicht der Mädchen nicht gelungen war. Dafür kassierten sie schlussendlich auch eine Kritik seitens ihrer Familie.

Eine Teilnehmerin ging wegen eines Auslandssemesters in die USA. Dort kam es zu einem spontanen Kurzhaarschnitt, obwohl sie wusste, dass ihre Familie davon nicht begeistert sein wird.

“Und dann auf einmal habe ich zu mir gesagt ‚Nein.‘ Das war auch so ein Moment, so eine Situation. Ich glaube, wenn ich mir das überlegt hätte, dann hätte ich es nicht gemacht und dann bin ich auch zu diesem teuren Friseur gegangen, weil ich mir gedacht habe ‚Wenn dann schon richtig.‘ Dann habe ich mir die Haare kurz geschnitten” (I1:486).

Die Interviewpartnerin führte an, dass sie das aus dem Gefühl heraus gemacht hatte, nicht mehr dem typischen Stereotyp der Frau entsprechen zu wollen. Aus heutiger Sicht sieht sie diesen damaligen Akt, sich die Haare aus Revolte kürzen zu lassen, als etwas aggressiv an. Mittlerweile trägt sie ihre Haare wieder etwas länger.

Drei Teenager bekamen von ihren Erziehungsberechtigten weitreichende Vorgaben auferlegt, indem sie ihnen die offenkundige oder unterschwellige Botschaft vermittelten, wie sie ihre Haarpracht am ehesten präferieren.

11.6 Der Einfluss der neuen Medien

Hierbei wurde das Hauptaugenmerk darauf gelegt, welche Verbote bzw. Gebote es in diesem Bereich seitens der Eltern gab. Ebenfalls wurde erhoben, ob die damaligen Pubertierenden Vorbilder aus den Medien hatten, welche ihre weibliche Entwicklung beeinflusst haben. Hervorzuheben ist, dass die jungen Frauen vorwiegend sehr allgemeine Antworten auf die Frage des Medienkonsums gaben. Auch wurde das Thema Pornographie von allen interviewten Damen gemieden, obwohl es im vorliegenden Leitfaden genannt war.

11.6.1 Einschränkungen bzw. Freiheiten seitens der Eltern

Zu vermerken ist hier, dass die den damaligen Jugendlichen verfügbaren Handys noch deutlich weniger Funktionen hatten, als die aktuell auf dem Markt befindlichen mobilen Geräte. Apps wie Instagram, Snapchat etc. wurden von den interviewten Frauen nicht erwähnt. Auch wurden laut der Erhebung mit den damaligen Mobiltelefonen noch keine Bilder gemacht bzw. versendet. Soziale Netzwerke wie Facebook, Twitter und Co. waren damals ebenso noch kein Thema für die Teenager. Somit beschreiben die interviewten Personen ihre Nutzung mit technischen Geräten eher als zweckgebunden. Dadurch hatten die damaligen Jugendlichen weniger Möglichkeiten, waren aber auch weniger Risiken ausgesetzt.

“Das war ja mehr so ein nerviges Ding und dann habe ich auch lange einfach nur so normale Handys gehabt. Also ein Smartphone habe ich mir erst selbst vor so einem Jahr gekauft. Ich habe sonst immer nur so ‚Telefonier- oder SMS-Handys‘ gehabt. SMS schreiben war etwas, dass ich auch nicht so getan habe” (I1:520).

Es zeigte sich, dass viele Interviewpartnerinnen schon sehr früh, teilweise im Volksschulalter, ein Handy besaßen oder später eigenes Interesse an diesen Technologien entwickelten. Das Mobiltelefon diente vor allem zum Telefonieren oder um SMS zu versenden, auch, um den Eltern mitzuteilen, wo man gerade war.

“Wie ich dann angefangen habe allein mit dem Bus zu fahren, weil die Volksschule war fünf Minuten zu Fuß weg und da hat die Mama gemeint, falls etwas passieren sollte oder ich zu spät kommen sollte, weil die Mama ist ja daheim, ähm, soll ich halt anrufen. Das war eigentlich der Grund, warum ich ein Handy gekriegt habe” (I6:204).

Explizit erwähnten fünf Gesprächspartnerinnen, dass ihre Eltern keinen Einblick mehr in den Medienkonsum hatten. Dennoch wurde der Konsum der Medien beeinflusst, da sie in manchen Fällen schlichtweg keine technologischen Geräte wie Fernseher, Laptops oder multifunktionale Handys besaßen. Der Fernseher wurde im Gegensatz zu heute vermehrt gemeinsam genützt. Somit hat sich auch die Rolle des Fernsehers innerhalb der Familie verändert. Der Fernsehkonsum, ähnlich wie bei den neuen Medien, wird bzw. kann heutzutage von den Eltern nicht mehr in diesem Ausmaß kontrolliert werden.

“Dann, wie ich mich dann, eben so sechzehn, siebzehn, in ‚Social Media-Sachen‘ aufgehalten habe, da haben sie irgendwie gar keinen Einblick mehr gehabt. Wir haben auch nie eigene Laptops gehabt. Nie irgendwie einen Computer oder Fernseher im Zimmer. Also es war immer sehr auf das Wohnzimmer zentriert. Das heißt, sie haben es immer mitbekommen, wenn wir da...” (I2:132).

Auch wurden den Kindern in drei Fällen strikte Grenzen gesetzt, indem es zur Unterbrechung oder zum Verbot des Fernsehens oder der Nutzung des Computers kam.

“Ahm, also wir haben einen Fernseher gehabt und ansonsten nichts. Also einen Gameboy noch, irgendeinen Gameboy, aber ansonsten, wir waren nie so ausgestattet irgendwie technologisch groß. Es hat schon... also die Mama hat schon darauf gesehen, dass wir nicht zu viel fernsehen. Also in der Jugend oder wo wir noch jünger waren, da wollten wir natürlich immer vor dem Fernseher sitzen und schauen und die Mama hat dann gesagt: ‚Nein, ihr geht jetzt raus. Ich drehe den Fernseher ab‘“ (I2:130).

In drei Fällen wurde bei zu häufigem medialem Konsum nur darauf hingewiesen, dass es jetzt vielleicht Zeit wäre etwas anderes zu tun. Zwei Adolescentinnen hatten keinerlei Einschränkungen betreffend ihres Medienkonsums.

Eine dieser zwei Jugendlichen traf sich nach dem Chatten mit einer fremden Person heimlich mit dieser. Die Eltern wussten nichts von ihrem Vorhaben. Heute sieht sie ihr Handeln selbst als riskant bzw. gefährlich an. Eine andere Person, der Grenzen gesetzt wurden, spielte auch heimlich mit dem Computer, wenn die Eltern nicht zuhause waren. Eine Interviewpartnerin, welche nur teilweise Vorgaben betreffend ihres Medienkonsums von Seiten ihrer Bezugspersonen hatte, nützte ihr Handy heimlich am Abend unter der Bettdecke, worauf es ihr weggenommen wurde. Drei Interviewpartnerinnen mit teilweise einschränkenden und offenen Eltern hinsichtlich ihres medialen Konsums, erzählten von einer überhöhten Telefonrechnung, worauf die Eltern mit Konsequenzen, wie die Wegnahme bzw. Kontrolle des Handys reagierten.

Somit lässt sich im Zuge dieser Erhebung sagen, dass die Kontrolle der Eltern nicht immer gänzlich ausschlaggebend für das schlussendliche Verhalten der Töchter war, ihnen aber eine Richtlinie gab. Trotz Regeln seitens des Elternhauses widersetzten sie sich manchmal den auferlegten Einschränkungen ihres Medienkonsums heimlich.

11.6.2 Mediale und reale Vorbilder

Bei der Frage, ob die damaligen Jugendlichen Vorbilder aus der Medienwelt hatten, zeigte sich, dass dies bei sechs Personen zutraf. Es wurden Stars aus der Musikszene (explizit Shakira, Britney Spears, Christina Aguilera), aber auch Boybands und eine amerikanische Band (der genaue Name wurde nicht angeführt) genannt. Dabei waren für die damaligen Teenager der Fernseher als auch Youtube die medialen Quellen. Eine junge Dame meinte, dass sie damals Vorbilder aus der Hippiekultur hatte, da ihr dieser Lebensstil gut gefiel. Interessanterweise nannten drei Mädchen auch männliche Vorbilder wie Orlando Bloom und Boybands. Von den zwei Mädchen, welche keine medialen Vorbilder zu verzeichnen hatten, erwähnte eine Person, dass sie sich vorwiegend an Männern aus ihrem privaten Umfeld orientiert hatte.

“Mhmm. Ähm, eigentlich..., also ich muss sagen, ich glaube, ich bin eher ein Männertyp. Also ich habe mich immer mehr an Männern orientiert und Frauen bin ich nie so gut... Mein Papa war sicher ein weibliches Vorbild. Ganz sicher. Ähm, ein männliches Vorbild war damals wahrscheinlich, in der Zeit von vierzehn, fünfzehn auch sicher dieser Konfirmationsleiter der jetzt mein Mann ist und ähm, da dieser Freundeskreis, da waren auch viel ältere Burschen dabei und die waren große Vorbilder für mich. Einfach weil, wie sie ihr Leben gelebt haben und wie sie alles unter einen Hut gebracht haben, das war super” (I2:40).

Auch Frauen aus dem privaten Umfeld wie Schwestern und Freundinnen wurden im Zuge des Interviews als Vorbilder aufgezählt.

Wie bereits erwähnt, gingen die jungen Frauen nicht sehr explizit auf Pornografie in den Medien ein. Bei der Erhebung der medialen Vorbilder im Vergleich zu realen Vorbildern zeigte sich jedoch, dass die Pubertierenden sich vorwiegend schon an Frauenbilder aus den Medien orientiert haben. Frauen sowie Männer aus dem privaten Umfeld waren ebenfalls entscheidend für die weibliche Entwicklung der Adolescentinnen.

11.7 Die Rolle der elterlichen Beziehung

Dieses Kapitel gibt näher über die Beziehung der Eltern der jeweiligen Teilnehmerinnen Auskunft. Das Augenmerk liegt dabei darauf, wie die Pubertierenden diese wahrgenommen haben und welche Erfahrungsräume bzw. Sozialisationsprozesse sie damit verknüpfen.

Diese Interviewfrage wurde weiter differenziert, indem vorerst erfragt wurde, wie die weiblichen Teenager den partnerschaftlichen Umgang der Eltern erlebt haben. Diese

Wahrnehmungen wurden, je nachdem, wie die Frauen davon berichteten, in positive als auch negative Erkenntnisse über Beziehungen unterteilt.

Es zeigte sich bei der Auswertung, dass alle acht Interviewpartnerinnen über negative Aspekte zu berichten hatten. Sechs der acht Kandidatinnen sprachen aber auch über positive Einblicke in die Partnerschaft der Eltern. Durch die Erhebung kam zudem heraus, dass sechs Elternpaare heute in einer Partnerschaft leben, während die anderen zwei sich trennten.

11.7.1 Negatives aus der Sicht der Tochter

Bei den negativen Aspekten wurden durchwegs unterschiedliche Gesichtspunkte angeführt. Jedoch hatten drei Interviewpartnerinnen in ihren Aussagen etwas gemeinsam. Sie führten an, dass ihre Eltern meist über banale Dinge stritten. Eine von den drei Frauen sagte zudem, dass dies auch noch meist vor ihren Augen erfolgte.

Eine weitere junge Frau berichtete darüber, dass ihre Eltern nie ein Gespräch führten, indem Problemlagen ausdiskutiert wurden. Es erfolgte eher ein passiver Rückzug, eine stille Anklage und somit wurden heikle Themen in der Kommunikation ausgespart. Dem Kind wiederum wurden diese Anklagepunkte jedoch erzählt.

In einem weiteren Gespräch kristallisierte sich heraus, dass die Eltern aus ihrer Sicht zu viel Zeit in den eigenen vier Wänden verbrachten und somit gemeinsame Tätigkeiten außerhalb der Wohnung so gut wie gar nicht stattfanden.

Ebenso wurde berichtet, dass ein Elternteil zu viel Zeit im Ausland verbracht hatte. Somit lag der Fokus auf der Selbstverwirklichung einer Person innerhalb der Beziehung und der andere Part überarbeitete sich ständig, um dies zu ermöglichen. Die Ressourcen innerhalb dieser Beziehung wurden somit, aus der Sicht der Tochter, ungleich verteilt.

Auch eine andere Person berichtete darüber, dass das Geben und Nehmen in der Partnerschaft von Mutter und Vater nicht gerecht verteilt gewesen sei. Zudem gab es keine Grenzen nach einer vollzogenen Scheidung, da die beiden danach immer noch viel Zeit miteinander verbrachten.

Die nächste Gesprächsperson erzählte von ihren Eltern, die rund um die Uhr zusammen sind. Da diese Berufliches und Privates gemeinsam managen, gibt es selten Momente, in denen Zeit für die eigene Person übrig bleibt. Die Tochter dieser Eltern kann sich dies in ihrer Partnerschaft nicht vorstellen. Auch das Teilen des ein und desselben Freundeskreises sieht sie als problematisch an, da dadurch neue Perspektiven verloren gehen würden.

Zuletzt wurde berichtet, dass der Austausch von Zärtlichkeiten, wie Umarmungen oder liebevolle Gesten in der Beziehung der Eltern zu kurz kamen. Eine Gesprächspartnerin gindet es nicht gut, dass die Eltern vor der Beziehung mit anderen Personen Geschlechtsverkehr hatten. Die Mutter beschreibt sie als aufbrausend und emotional. Auch kritisiert die Studierende, dass die Mutter sich schwer tut sich bei ihrem Mann zu entschuldigen.

Zusammenfassend kritisierten die Pädagogik-Studierenden vor allem Streit über Banalitäten, mangelnde Kommunikation, ein Ungleichgewicht an Geben und Nehmen sowie mangelnde Zärtlichkeiten an der Beziehung der Eltern. Insgesamt sind die Aussagen zu diesem Thema aber heterogen.

11.7.2 Positives aus der Sicht der Tochter

Neben den negativ empfundenen Aspekten der Beziehung zwischen den Eltern hatten die interviewten Frauen auch Positives zu berichten.

So beschreiben zwei Frauen diese als immer noch lebendig wie bei einem jungen Paar. Sie seien immer noch liebevoll zueinander und das, obwohl sie schon lange eine Beziehung führen.

Im nächsten Gespräch kristallisierte sich heraus, dass Mutter und Vater ein harmonisches Miteinander verkörperten. Sie sieht sie als eingespieltes Team, bei welchem man merkt, dass sie sich gern haben. Ihr gemeinsames Projekt ist ihr Eigenheim und zusammen sind sie stark. Die andere Person wird hier geschätzt, indem ein ausgewogenes Geben und Nehmen vorherrscht und Kleinigkeiten nicht unnötig aufgebauscht werden. Es sei dann auch wieder gut.

Als ebenso vorbildhaft empfand es eine Interviewpartnerin, die ihre Eltern als durchwegs gut gelaunte und optimistische Menschen beschrieb, die sich gegenseitig das Leben nicht unnötig schwer machen würden. Der Vater ist humorvoll und bringt dadurch Lebendigkeit in die Beziehung. Konflikte werden sofort thematisiert und so schnell wie möglich aus dem Weg geräumt. Schlecht über die andere Person zu reden oder über sie zu nörgeln, vermeidet dieses Paar.

Im nächsten Gesprächsverlauf liegt der Fokus auf der guten Kommunikation der Eltern. Es betonen zwei interviewte Personen, dass ihre Eltern sich in einem ständigen Austausch auf liebevoller Basis befinden und sie offen und ehrlich miteinander sind.

Die vorletzte Äußerung bezieht sich auf das "Aushalten-Können" innerhalb der Partnerschaft. Auch wenn die andere Person einmal nervt, so war es diesem elterlichen Paar möglich, den anderen auch einmal so zu nehmen, wie sie/er ist. Schlussendlich wird auch noch Bezug auf die

sexuelle Komponente genommen. Die Tochter betont in diesem Fall, dass eine gesunde Beziehung nicht nur auf körperlicher Ebene, sondern auch durch eine tiefe freundschaftliche Verbundenheit gekennzeichnet ist.

Es lässt sich somit zusammenfassend hervorheben, dass die Kinder es als vorbildlich erleben, wenn die Eltern sich gegenseitig wertschätzen, eine gute Kommunikationsbasis gegeben ist sowie Konflikte innerhalb der Beziehung thematisiert werden, aber nicht eskalieren. Außerdem wird es von den Kindern geschätzt, wenn die Eltern zusammenhalten, sich gegenseitig bereichern und das Hauptaugenmerk nicht nur auf der körperlichen Ebene liegt. Weiters wurde es als gut empfunden, dass Mutter und Vater einander akzeptieren können, wie sie sind, auch, wenn es einmal nicht der Erwartungshaltung der/des jeweils anderen entspricht.

12. Zusammenfassung der Ergebnisse im Hinblick auf die Hauptforschungsfrage

Bezugnehmend auf die Hauptforschungsfrage „Welchen Stellenwert hat die Familie hinsichtlich der Weiblichkeit und weiblichen Sexualität im Jugendalter?“ werden die im Kapitel 11 dargestellten Ergebnisse wie folgt zusammengefasst.

12.1 Weibliche Entwicklung

Die weibliche Entwicklung wurde von den Pädagogik-Studierenden selbst eher auf körperlicher als auf kognitiver Ebene durchleuchtet. Dabei wurde bei dieser Fragestellung bewusst offen gelassen, was unter „weiblichen Entwicklungsschritten im Pubertätsalter“ zu verstehen ist, um den Fokus auf die Perspektiven der Befragten zu legen. Die körperlichen Entwicklungsvorgänge wurden hier vermehrt problemfokussiert betrachtet. Besonders die Veränderungen vom Kind zur Frau im Bereich des Brustwachstums, rasche Gewichtsveränderungen sowie das Eintreten der Menarche waren hierbei zentral.

Alle weiblichen Befragten bekamen positive Rückmeldungen seitens ihrer Familie und weniger Negatives zu hören. Weibliche Gesprächspartner (Mütter, Schwestern, Freundinnen) wurden von den damaligen Pubertierenden durchwegs präferiert, da von männlicher Seite (Brüder, Väter, deren Freunde) eher provokative Äußerungen kamen.

Die kognitive und psychische Entwicklung basierte auf unterschiedlichen Erfahrungen der interviewten Damen. Die Herausbildung des eigenen Selbstbewusstseins als sich entwickelnde Frau wurde durch risikohafte/mutige Schritte, sowie durch neugieriges Erproben neuer Erfahrungen erarbeitet. Die reflektierte Auseinandersetzung mit den daraus resultierenden Konsequenzen führte zu mehr Bewusstsein über die eigene Person. Ebenso verhalf der Kontakt mit anderen Menschen sich selbst kennenzulernen. So hatten Gleichaltrige einen besonderen Stellenwert für die damaligen Adoleszenten, aber auch Eltern, Geschwister, Freunde, Partner und das Kennenlernen neuer Leute prägte die jungen Individuen.

12.2 Weibliche Identität

Auch die Identitätsfindung der damaligen Pubertierenden wurde durch mehrere Faktoren beeinflusst. So stellten das eigene Umfeld und die Auseinandersetzung mit den dazugehörigen Menschen (Partnerschaft, Eltern, Geschwister, Peergroups, autoritäre Personen etc.), als auch das Erkunden fremder Kulturen und Länder Einflussfaktoren dar. Ebenso wurden eigene Interessen, Schicksalsschläge (Trauer, Trennung), die Ablösung vom Elternhaus, der Bildungs- bzw. Berufsweg sowie die Auseinandersetzung mit der eigenen Körperlichkeit in diesem Kontext genannt.

12.3 Aufklärung

Aufklärungsarbeit wurde vorwiegend von den Müttern übernommen. Wobei nicht alle Jugendlichen mit der Mutter über diese Belange kommunizieren wollten und somit blockten diese das Gespräch eher ab. Oftmals kamen den Eltern Freundinnen, Geschwister, die Zeitschrift „Bravo“ als auch Lehrpersonen zuvor. Sogar in ganz jungen Jahren wurde ein Mädchen von der Nachbarin, also dem nahen Umfeld aufgeklärt. Die Aufklärungsversuche erstreckten sich vom Grundschulalter bis zum Erwachsenenalter, wobei die meisten Frauen im Mittelschulalter aufgeklärt wurden. Lediglich eine Studierende hätte sich im Nachhinein gesehen mehr Unterstützung von ihren Eltern gewünscht, da bei ihr zuhause Sexualität eher ein Tabuthema war. Lediglich drei der acht Elternpaare wären gegenüber einer anderen Geschlechterrolle bzw. Sexualität außerhalb der Heteronormativität offen gewesen.

12.4 Umgang mit Beziehungen

In Fällen von Liebeskummer wurde vermehrt Kontakt zu der Mutter gesucht, aber auch drei Väter hatten bei Bedarf ein offenes Ohr für ihre Töchter. Zwei Personen gaben an, dass sie in schwierigen Zeiten in Sachen Partnerschaft keine psychologische Unterstützung seitens ihrer Bezugspersonen erhielten, da diese den Kummer nicht wahrgenommen hatten.

Eine Gesprächspartnerin erwähnte, dass sie noch keine Beziehungserfahrungen sammeln konnte und dadurch bis heute von ihrer Umgebung unter Druck gesetzt und mit ihrer Cousine verglichen wird. Die anderen sieben Personen berichteten von unterschiedlichen Erkenntnissen. Dabei ging es um negative Einflüsse von ehemaligen Partnerschaften und dem daraus Gelernten. Auch das "Einen-Freund-Haben, um cool zu sein" gehörte zu den Erfahrungen der jungen Frauen. Ernsthafter scheinende zwischenmenschliche Beziehungen wurden durch Faktoren wie eine räumliche Distanz, einen größeren Altersunterschied oder den abrupten Wunsch der Trennung des Gegenübers erschwert. Jedoch schienen nicht alle Hindernisse ein endgültiges Aus der Liebe zu bedeuten. Eine Person ist mit ihrer ersten Jugendliebe zum Zeitpunkt des Interviews glücklich verheiratet. Es lässt sich zusammenfassend sagen, dass die zwischenmenschlichen Erfahrungen der jungen Frauen (in diesem Fall bei allen Mädchen mit dem männlichen Geschlecht) als sehr lehrreich und prägend beschrieben wurden.

Die ersten Beziehungserfahrungen der damaligen Jugendlichen wurden von einigen Müttern mit Vorsicht betrachtet. Die Hälfte der Mütter versuchten auf ihre Tochter aufzupassen und hatten Sorge, dass das Kind etwas überstürzt. Auch in sexuellen Belangen wollte der weibliche Elternteil, dass das Kind sich Zeit lässt und sich bewusst überlegt, welche Schritte sie setzt. Die Väter hielten sich eher im Hintergrund. Ausschlaggebend für dieses Verhalten war auch das Alter der Jugendlichen. In einem Fall war die Tochter bereits volljährig und die Familie kannte ihren Freund. Hier trugen die Eltern weniger Sorge, dass die Pubertierende unbedacht handelt. In einer anderen Familie, in welcher das Kind über die Pubertät hinaus keine Beziehungserfahrungen gesammelt hatte, wurde eher nachgebohrt, warum denn dies so ist.

12.5 Schönheitsnormen

Auch betreffend Schönheitsnormen gab es Ansichten im Elternhaus, welche die Sichtweise der Jugendlichen prägten. Im Zuge der Interviews kristallisierte sich heraus, dass die Eltern, besonders die Mütter, einen bedeutenden Stellenwert rund um die Themen Körperbewusstsein, Ernährung und Figur für die weiblichen Pubertierenden hatten. So entschuldigte sich eine Mutter

sogar kurze Zeit vor dem Interview bei ihrer Tochter, da sie glaubte, dem Mädchen in diesen Belangen negative Dinge vorgelebt zu haben. So waren insgesamt fünf Interviewpartnerinnen der Meinung, dass ihre Mütter sie in Bezug auf Ernährung auf einschränkende Weise beeinflusst haben. In zwei Fällen betraf es auch die Väter. Dabei wurde das zu viel Essen, aber auch das zu wenig Essen zum Thema. Neben direkten Kommentaren hatten auch indirekte Botschaften über Äußerlichkeiten ihre Wirkung. Nur eine Adoleszentin fühlte sich diesbezüglich bei ihren Bezugspersonen gut aufgehoben. Zwei der jungen Frauen sprachen über eigene Erfahrungen mit Essstörungen und ein Gegenüber äußerte sich gar nicht zu diesem Thema.

Im Hinblick auf dekorative Kosmetik wurden sechs der acht Interviewpartnerinnen von ihren Eltern dazu animiert, eher auf Schminke zu verzichten als sich damit auszuprobieren. Interessanterweise meldeten sich hierbei mehr Väter zu Wort als es bei anderen Themenbereichen der Fall war.

Auch im Bereich der Kleidung äußerten sich die meisten Eltern, wiederum auch Väter, gegenüber ihrer Tochter. Hierbei bevorzugten beide Elternteile einen schlichten, nicht allzu auffälligen bzw. offenherzigen Modestil.

Bei Fragen rund um Tattoos wollten die meisten Mütter und Väter, dass ihre Kinder diesem Körperkult eher aus dem Weg gehen. In einer Familie wurde dieses Thema zum Streitgespräch und die Tochter empfand es als besonders übergriffig von ihren Eltern, es ihr zu verbieten. Die Idee ihrerseits wäre eine gut überlegte gewesen, so die Interviewpartnerin. Sie selbst gab an über ihre eigenen Kinder einmal nicht so bestimmen zu wollen. Im Verlauf der Gespräche kristallisierte sich heraus, dass das Alter der jungen Frauen maßgeblich war, ob die Bezugspersonen mit der Entscheidung der Tochter konform gingen. Bei Piercings waren die Eltern weniger streng zu den Mädchen, aber auch hier war ausschlaggebend an welcher Körperstelle es hinkommen sollte.

In Bezug auf die Haare der Adoleszentinnen hatten zwei junge Frauen keine reglementierenden Vorgaben seitens ihrer Eltern erhalten. Drei Adoleszentinnen hatten hingegen den Eindruck zumindest teilweise bei der Gestaltung ihrer Frisur gelenkt worden zu sein. Die drei restlichen Teenager bekamen schärfere Anordnungen vom eigenen Elternhaus und hatten somit weniger Spielraum sich mit der eigenen Haarpracht auszuprobieren. Gleich drei junge Frauen berichteten, dass sie im Nachhinein gesehen sich auch schon einmal aus Protest gegenüber ihren Eltern die Haare gefärbt bzw. sehr kurz geschnitten hatten. Dieser Versuch Autonomie zu erlangen

bereiteten alle drei etwas. Die Dame mit dem Kurzhaarschnitt gab an, dass sie sich rückblickend gesehen von der klassischen Geschlechterrolle "Frau" distanzieren wollte.

12.6 Neue Medien

Obwohl die interviewten Personen damals noch keinen Bezug zu heute gängigen Medien wie Whatsapp, Snapchat, Instagram (ausgenommen Youtube) etc. hatten, so war es den meisten dennoch möglich, sich schon in jungen Jahren über ein klassisches Smartphone mit Drucktasten, ohne großes Display zu verständigen. Auch hatten die meisten einen Zugang zu einem Stand-Computer oder einem Laptop. Durch die Auswertung zeigte sich, dass sich das Verhalten der elterlichen Bezugspersonen hier nicht maßgeblich auf die Pubertierenden auswirkte. So wurden die Medien unabhängig vom Kontrollverhalten der Eltern auch gerne heimlich genutzt. Bei der Frage betreffend der Vorbilder aus der Medienwelt stellte sich heraus, dass die damaligen Jugendlichen sich schon auf Frauen wie zum Beispiel Britney Spears, Shakira und andere bekannte Popstars bezogen, aber es wurden interessanterweise auch männliche Vorbilder erwähnt. So fiel der Name Orlando Bloom und Boybands wurden ebenfalls erwähnt. Einige Mädchen betonten, dass das reale familiäre Umfeld bedeutender als digitale Medien für ihre Entwicklung war. Auch außerhalb der Familie hatten die Jugendlichen weibliche und männliche Vorbilder, an denen sie sich orientierten.

12.7 Die elterliche Beziehung

In Bezug auf die Beziehung zwischen den Eltern der Interviewpartnerinnen kristallisierte sich heraus, dass alle Teilnehmerinnen Aspekte fanden, die sie am Verhalten der Eltern ablehnten und selbst anders gestalten möchten. Dabei wurden durchwegs unterschiedliche Dinge erwähnt. Drei der interviewten Frauen meinten, dass es ihnen nicht gefiel, wenn die Eltern sich über Banalitäten stritten. Sechs der acht Pädagogik-Studentinnen lobten jedoch auch positive Aspekte in der Beziehung der Eltern: gegenseitige Wertschätzung, intensive Kommunikation und ein freundschaftliches Verhältnis wurden genannt.

13. Fazit und Ausblick

Durch die Erhebung zeigt sich, dass der familiäre Hintergrund sich sehr wohl auf die weibliche Sexualität und das Weiblichkeitsbild der jungen Frauen auswirkt. Jedoch kommen hier mehrere Einflussfaktoren zusammen. Neben den soziokulturellen spielen auch interpersonale Faktoren

eine tragende Rolle (vgl. Strauß et al 2010, S.64). Unter soziokulturellen Faktoren können Werte und Normen innerhalb einer Gesellschaft zusammengefasst werden, die auf die Gemeinschaft der Familie und somit auf die Entwicklung der darin aufwachsenden Adolescentinnen wirken. Interpersonale Faktoren betreffen Beziehungen der jungen Frauen zu den anderen Familienmitgliedern, sowie zu Personen außerhalb der Familie. Innerhalb der Beziehungen zeigen sich zudem auch Unterschiede hinsichtlich der Einflussgröße der einzelnen Familienmitglieder. Die befragten Mädchen orientierten sich in ihrer Pubertätszeit vorwiegend an der Mutter, gefolgt von den Geschwistern. Väter wurden zumindest nicht bewusst als Person wahrgenommen, an die sich die Pubertierenden vorrangig wandten bzw. war die Vaterfigur oft auch nicht zugänglich dafür (vgl. Bode/Heßling 2015, S. 24). Dennoch sprachen viele Mädchen von männlichen Vorbildern. Dabei meinten sie eher Brüder sowie Männer aus den Medien (z.B. Boybands) und auch (potentielle) Partner. Zudem wurden generationsübergreifende Wertvorstellungen erwähnt, die die Frauen auf ihrem Weg ins Erwachsenenleben präg(t)en. Häufig wurde hier das von Kindesbeinen an verinnerlichte Bild von Weiblichkeit von Seiten der Familie bzw. das Rollenbild der Frau innerhalb der elterlichen Beziehung angeführt. Äußerliche Kriterien wie Kleidungsstil, Haare, Make up, Tattoos und Piercings, Figur sowie Wertvorstellungen um Themen wie Reisen, Ausbildung, Partnerschaft, Ernährung, (neue) Medien kamen dabei zur Sprache.

Aber auch außerfamiliäre Instanzen, v.a. Gleichaltrige (Peers) beeinflussen die Jugendlichen bei diesen Themen. Besonders beim Konsum der neuen Medien oder auch in Bezug auf Kleidung, Kosmetik und dem eigenen Haarschnitt orientierten sie sich an Gleichaltrige und traten durchaus bewusst in den Widerstand gegenüber familiärer Vorgaben.

Hingegen berichteten die Pädagogik-Studentinnen vorwiegend davon, dass sie sich bei dem verinnerlichten Rollenbild der Frau und auch in Bezug auf Schönheitsnormen vom Elternhaus beeinflussen ließen. So hat besonders das, was die jungen Frauen von ihren Eltern vorgelebt bekommen und über die Jahre verinnerlicht haben, einen bedeutenden Stellenwert für sie.

Bei Fragen rund um die Themen Verhütung und Aufklärung waren die Rückmeldungen unterschiedlich. So gab es Mädchen, die von ihren Eltern in einem passenden Ausmaß aufgeklärt wurden aber auch junge Frauen bei denen die Aufklärung aus ihrer Sicht zu spät erfolgte oder in einem Rahmen, der für die Pubertierende nicht passend war. Deutlich zeigte sich jedoch,

dass die Aufklärungsarbeit, wenn überhaupt, so gut wie immer von Seiten der Mutter erfolgte. Das Hauptthema war dabei die Verhütung. Heikle Themen wurden eher mit Gleichaltrigen besprochen bzw. aus anderer Quelle (wie zum Beispiel den Medien, der Zeitschrift Bravo etc.) erfahrbar gemacht. Zudem wurde es nicht von jedem weiblichen Teenager gewünscht vom Elternhaus aufgeklärt zu werden. Auch im schulischen Kontext war es für die Mädchen oft nicht möglich bzw. gewünscht intimere Belange anzusprechen.

In Bezug auf die Hauptforschungsfrage lässt sich somit sagen, dass besonders die Mutter meist die primäre Ansprechperson ist. Auch Schwestern, im Fall dieser Arbeit vorwiegend ältere weibliche Geschwister, haben dabei einen wichtigen Stellenwert. Das Elternhaus bildet somit eine Basis anhand der die Jugendliche sich orientiert. Anhand der Ergebnisse merken die jungen Frauen oft schon sehr früh, ob es Ihnen möglich ist, sich über die eigene Entwicklung im familiären Kontext auszutauschen. Erst wenn es dort nicht möglich oder ihrerseits gewünscht ist (da sie nicht das Gefühl haben darüber in der Familie sprechen zu wollen), werden außerfamiliäre Personen aufgesucht bzw. andere Quellen/Medien (beispielsweise aus Zeitschriften, Broschüren oder dem Internet) herangezogen. Um über Belange rund um die eigene Körperlichkeit und weibliche Sexualität zu sprechen, benötigen die jungen Frauen ein gegenseitiges Vertrauen, eine gewisse Offenheit und auch ein **ehrliches Interesse** von Seiten des Elternhauses. Es zeigt sich, dass dieser Austausch innerhalb der Familie sowohl in verbaler als auch nonverbaler Form (Vorbildrolle, Mimik und Gestik, Körpersprache und indirekte Botschaften) erfolgt.

14. Anregungen für die sozialpädagogische geschlechtsspezifische Mädchenarbeit/Arbeit mit jungen Frauen

Aus den vorliegenden empirischen Ergebnissen dieser Arbeit verknüpft mit den entsprechenden theoretischen Ansätzen werden folgende Anregungen für die künftige Arbeit mit Mädchen/Frauen dargelegt:

- ➔ Ein **ehrliches Interesse** an der Entwicklung der Jugendlichen zeigen
- ➔ **Sexualität und weibliche Entwicklung als Prozess** sehen (kein einmaliges Aufklärungsgespräch, keine reine Wissensvermittlung),

- **Optionen schaffen**; sich falls gewünscht **mit anderen Personen/Instanzen vernetzen und andere Quellen an den jungen Menschen herantragen** (Brochüren, Frauenärztin, Lehrpersonal, etc.), da nicht alle Dinge im Elternhaus besprochen werden **WOLLEN** und somit **neue Perspektiven** gewonnen werden können (vgl. Lugstein 2008, S. 4)
- **gegenseitige Grenzen respektieren** und gemeinsam an Lösungen arbeiten, an einem Strang ziehen und ehrlich miteinander sein
- **die unterschiedlichen Rollen** von Mutter, Vater, Schwester, Bruder **einbeziehen**
- **die Jugendliche dort abholen, wo sie steht** - im Sinne von **Lebensweltorientierung, Transkulturalität und Vielfalt** (Wissensstand, Interessen, Aufnahmefähigkeit, aktuelles Befinden, Willen sich anzuvertrauen, dem Alter entsprechend agieren, etc.) (vgl. Fuchs-Mair 2019, S. 10f)
- **sich über aktuelle Entwicklungen informieren** (allumfassende und zeitgemäße Sexualaufklärung, neue Verhütungsmethoden, Neuerungen hinsichtlich Social Media, etc.)
- **gegenseitige Vertrauensbasis aufbauen** – ab einem gewissen Punkt loslassen und die Eigenverantwortung der Jugendlichen stärken, als „Expertin für sich selbst“ in Richtung Erwachsenensein; der jungen Frau einen **eigenen Erfahrungsraum zugestehen** (Sicherheit bieten, aber auch Freiräume schaffen) (vgl. Ruf 2008, S. 7)
- nachfragen, ob es überhaupt gewünscht ist die **männlichen Familienmitglieder besser in das Entwicklungsgeschehen einzubinden**; für Aufmerksamkeit, Verständnis und Empathie bei den Jungen und Männern hinsichtlich der Sprache/dem verbalen und nonverbalen Ausdruck gegenüber den weiblichen Jugendlichen und ihrer Entwicklungsprozesse sorgen (vgl. Fuchs-Mair 2019, S. 6f);
- **auf Problemlagen eingehen** (beispielsweise bei Liebeskummer, Unsicherheiten hinsichtlich der eigenen Körperlichkeit, etc.) und dabei auch auf nonverbale Signale achten (Rückzug, Mimik und Gestik, Körpersprache/-haltung)
- **sich gegen Mobbing und negative Kommentare stark machen**; Maßnahmen ergreifen, falls die Jugendliche davon betroffen ist (Cybermobbing, in der

Schule, näheres soziales Umfeld etc.) (vgl. Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Präsidium, Abteilung Präsidium Kinder- und Jugendanwaltschaft OÖ 2014, S. 13).

- ➔ eigene **Prägungen und Vorstellungen in Bezug auf weibliche Entwicklung und Sexualität hinterfragen** (dem eigenen Weiblichkeitsbild und der Vorbildfunktion bewusst werden, ein positives Körperbild vermitteln, sowohl auf verbale als auch nonverbale Kommunikation achten) (vgl. Lugstein 2008, S. 4f)
- ➔ der Jugendlichen eine **eigenständige Identitätsfindung zugestehen**, ihre Unabhängigkeit stärken und die individuellen Wünsche und Bedürfnisse der Pubertierenden ernst nehmen (hinsichtlich Partnerwahl, Geschlechtsidentität, biologisches Geschlecht, Ausbildungsweg, Berufswahl, Glaube, Reiseziele, äußerliches Erscheinungsbild, etc.) (vgl. Fuchs-Mair 2019, S. 9f)
- ➔ **Rückmeldungen der Pubertierenden wichtig nehmen** (Was weiß sie nach der Aufklärungsstunde im Unterricht wirklich? Wie war es für sie beim Frauenarzt?)
- ➔ **Generationsübergreifende Mädchenarbeit** - Erfahrungen mehrerer Generationen zusammenfließen lassen (vgl. Vinke 2016, o.S.)
- ➔ Orientierung an **Empowerment und den Ressourcen** der Mädchen und jungen Frauen – die Stärken werden hervorgehoben und die Entwicklung des Selbstbewusstseins und Selbstwertgefühls wird gefördert (vgl. Besic/Müller/Oesch/Foken 2019, S. 16)

*„Obwohl wir dieselbe Welt erblicken wie ihr,
sehen wir sie mit anderen Augen“*

Virginia Woolf.

15. Literaturverzeichnis

15.1 Quellenverzeichnis theoretischer Teil

Ahnert, Lieselotte (2010): *Wie viel Mutter braucht ein Kind? Bindung - Bildung- Betreuung: öffentlich und privat.* Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag.

Alge, Barbara (2011): *>Frauen und Stocktanz?< Geschlechterzuschreibungen, Tradition und Gesellschaftswandel im Nordosten Portugals.* In: Ehardt, Christine (Hrsg.): *Inszenierung von "Weiblichkeit": zur Konstruktion von Körperbildern in der Kunst.* Wien, Löcker, S. 205-218.

Blattmann, Sonja/ Mebes, Marion (2010): In: *Nur die Liebe fehlt...?: Jugend zwischen Blümchensex und Hardcore Sexuelle Bildung als Prävention.* Köln: mebes & noak.

Brandstätter, Jochen (2015): *Positive Entwicklung. Zur Psychologie gelingender Lebensführung.* 2. Aufl. Berlin, Heidelberg: Springer Verlag.

Brüstle, Christina (2011): *Tattoo, Trash und Cellulite. (Neue) Schönheitsbegriffe als Inszenierungsfaktoren von >Weiblichkeit<.* In: Ehardt, Christine (Hrsg.): *Inszenierung von "Weiblichkeit": zur Konstruktion von Körperbildern in der Kunst.* Wien, Löcker, S. 219-233.

Bode, Heidrun/ Heßling, Angelika (2015): *Jugendsexualität 2015. Die Perspektive der 14- bis 25-Jährigen. Ergebnisse einer aktuellen Repräsentativen Wiederholungsbefragung.* Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Köln.

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2006): *Jugendsexualität. Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern.* Köln.

Catuz, Patrick (2013): *Feminismus fickt! Perspektiven feministischer Pornographie.* Wien: Lit Verlag.

Dawson, James (2015): *How to be gay: alles über Coming-out, Sex, Gender und Liebe.* Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.

Dreher, Michael (1994): *Entwicklungskonzepte von Jugendlichen und jungen Erwachsenen.* In: Oertner, Rolf (Hrsg.): *Unterrichtswissenschaft. Zeitschrift für Lernforschung.* 22. Jahrgang. Heft 2. Thema: *Die Rolle des Menschenbildes in Erziehung und Sozialisation.* Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 122-137.

Dreher, Eva & Dreher, Michael (1985): *Wahrnehmung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter: Fragen, Ergebnisse und Hypothesen zum Konzept der Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie des Jugendalters.* In Oerter, Rolf (Hrsg.), *Lebensbewältigung im Jugendalter.* Weinheim: VCH Verlagsgesellschaft, S. 30-61.

Dreier, Katrin/ Kugler, Thomas/ Nordt, Stephanie (2012): *Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen - Handreichung für Fachkräfte der Kinder-und Jugendhilfe.* Berlin: Queerformat und Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut.

- Flaake, Karin (2004): Körper, Sexualität und Identität. Zur Adoleszenz junger Frauen. In: Rohr, Elisabeth (Hrsg.): Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben. Königstein/Taunus: Helmer, S. 47-68.
- Fiedler, Peter (2004): Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung: Heterosexualität - Homosexualität - Transgenderismus und Paraphilien - sexueller Missbrauch - sexuelle Gewalt. Weinheim, Basel: Beltz.
- Fuchs, Sabine (2009): Femme! radikal - queer - feminin. 2. Aufl. Berlin: Querverlag.
- Gaugele, Elke/ Reiss, Kristina (2003): Jugend, Mode, Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur.
- Gernert, Johannes (2010): Generation Porno: Jugend, Sex, Internet. 1. Aufl. Köln: Fackelträger-Verlag.
- Gerrig, Richard J./ Zimbardo, Philip G. (2008): Psychologie. 18. Aufl. München: Pearson Studium.
- Giddens, Anthony (2009): Soziologie. 3. Aufl. Graz: Nausner & Nausner Verlag.
- Grob, Alexander/ Jaschinski, Uta (2003): Erwachsen werden. Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz Verlag.
- Gloger-Tippelt, Gabriele/König, Lilith (2009): Bindung in der mittleren Kindheit – Das Geschichtenergänzungsverfahren zur Bindung 5-8-jähriger Kinder (GEV-B). Weinheim Basel: BELTZPVU.
- Grossmann, Klaus E./Grossmann, Karin (2003): Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Großegger, Beate/ Heinzlmaier, Bernhard (2007): Die neuen Vorbilder der Jugend: Stil- und Sinnwelten im neuen Jahrtausend. 1. Aufl. Wien: G&G Buchvertriebsges.
- Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (Hrsg.) (2010): Praxis Lebenswert-orientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Gudjons, Herbert (2008): Pädagogisches Grundwissen: Überblick - Kompendium - Studienbuch. 10. aktualisierte Aufl. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Hammer, Heide/ Vater, Stefan (2011): >Bodily Inscriptions, Performative Subversion. Eine Dekonstruktion von Körperbildern - Cui bono? In: Ehardt, Christine (Hrsg.): Inszenierung von "Weiblichkeit": zur Konstruktion von Körperbildern in der Kunst. Wien, Löcker, S. 27-46.
- Henningsen, Franziska (2012): Psychoanalysen mit traumatisierten Patienten. Trennung, Krankheit, Gewalt. 1. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kerscher, Karl-Heinz Ignatz (2015): Perspektiven Postmoderner Sexualpädagogik: Lustvolles Verlangen, traditionelle Tabus und Sexuelle Menschenrechte. Hamburg: disserta Verlag.

- Kimmich, Theo/Schütz, Esther Elisabeth (2001): Körper und Sexualität: Entdecken, verstehen, sinnlich vermitteln. Berlin: Atlantis pro Juventute.
- Koppetsch/Lewandowski (2015): Einleitung. In: Lewandowski, Sven/ Koppetsch, Cornelia (Hrsg.): Sexuelle Vielfalt und die Unordnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 8.
- Langmeyer, Alexandra N. (2015): Familie, Pluralisierung der Familienformen und Familiensysteme. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Lautmann (2015): Sexuelle Vielfalt oder Ein Ende der Klassifikationen? In: Lewandowski, Sven/ Koppetsch, Cornelia (Hrsg.): Sexuelle Vielfalt und die Unordnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 30ff.
- Lewandowski, Sven (2012): Die Pornographie der Gesellschaft. Beobachtungen eines populärkulturellen Phänomens. Bielefeld: transcript Verlag.
- Meier, Christof/ Perren-Klinger Gisela (2002): Ressourcenarbeit ein Handbuch. Für die Betreuung von und mit Flüchtlingen, die Begleitung von traumatisierten Menschen, die Praxis und den Alltag.
- Méritt, Laura (2012): Frauenkörper neu gesehen. Ein illustriertes Handbuch. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Neuwirth, Norbert (2011): Familienformen in Österreich. Stand und Entwicklung von Patchwork- und Ein-Eltern Familien in der Struktur der Familienformen in Österreich. ÖIF Forschungsbericht Nr. 7. Wien.
- Nordt, Stefanie/ Kugler, Thomas (2012): Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Handreichung für Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe. Berlin und Berlin-Brandenburg: Queerformat und Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut.
- Oerter, Rolf/ Montada, Leo (1982/1998): Entwicklungspsychologie: ein Lehrbuch. 4. korr. Aufl. München: Psychologie Verl. -Union.
- Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7. vollständig überarbeitete Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Posch, Waltraud (1999): Körper machen Leute: Der Kult um die Schönheit. 1. Aufl. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Rendtorff, Barbara (2003): Kindheit, Jugend und Geschlecht: Einführung in die Psychologie der Geschlechter. Weinheim: Beltz-Taschenbuch.
- Riemann, Fritz (2013): Grundformen der Angst. Aufl. 40. München, Basel: Ernst Reinhardt Verlag.
- Rohmann, Elke/ Küpper, Beate/ Schmohr, Martina (2006): Wie stabil sind Bindungsangst und Bindungsvermeidung? Der Einfluss von Persönlichkeit und Beziehungsveränderungen auf die

partnerbezogenen Bindungsdimensionen. In: Zeitschrift für Familienforschung, 18 (1), <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-57823>.

Rohr, Elisabeth (2004): Einleitung. In: Rohr, Elisabeth (Hrsg.): Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben. Königstein/Taunus: Helmer, S. 9-15.

Rossmann, Peter (2012): Einführung in die Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters. 2. überarbeitete Aufl. Bern: Huber.

Schnotz, Wolfgang (2011): Pädagogische Psychologie kompakt. 2. überarb. Aufl. Weinheim: Beltz Verlag.

Schütz, Esther Elisabeth/ Kimmich, Theo (2001): Körper und Sexualität: entdecken, verstehen, sinnlich vermitteln. Freiburg, Wien, Herder, Zürich: Pro Juventute.

Scheidt, Carl Eduard (2012): Bindungstheorie. In: Senf, Wolfgang/ Broda, Michael/ Amann, Gabriele (Hrsg.): Praxis der Psychotherapie – Ein integratives Lehrbuch. 5. Aufl., Stuttgart: Thieme, S. 97-100.

Skutelnik, Christoph (2015): Elternbroschüre – anders als erwartet: Informationsbroschüre für Eltern homo- und bisexueller Kinder. 2. Aufl. Graz: RosaLila PantherInnen, schwul-lesbische ARGE Steiermark

Stahl, Stefanie (2008): Jein! Bindungsängste erkennen und bewältigen. Hilfe für Betroffene und deren Partner. Hamburg: Ellert & Richter Verlag.

Starke, Kurt (2010): Pornografie und Jugend - Jugend und Pornografie: eine Expertise. Lengerich, Wien: Pabst Science Publ.

Strauß, Bernhard/ Kirchmann, Helmut/ Schwark, Barbara/ Thomas, Andrea (2010). Bindung, Sexualität und Persönlichkeitsentwicklung. Zum Verständnis sexueller Störungen aus der Sicht interpersonalen Theorien. 1. Aufl. Stuttgart: W. Kohlhammer.

Steins, Gisela (2003): Identitätsentwicklung. Die Entwicklung von Mädchen zu Frauen und Jungen zu Männern. Lengerich: Pabst Science Publishers.

Stolle, Dörte (2004): Entwicklungskrisen von Mädchen. 2. Aufl. Salzhausen: iskopress.

Teuber, Kristin (2004): Hautritzen als Überlebenshandlung. Selbstverletzendes Verhalten von Mädchen und Frauen. In: Rohr, Elisabeth (Hrsg.): Körper und Identität. Gesellschaft auf den Leib geschrieben. Königstein/Taunus: Helmer, S. 128-143.

Throm, Claudia (2015): Das Geschäft mit den Rollenbildern. Geschlechterordnungen in der Werbung. In: MA 57 – Frauenabteilung der Stadt Wien: Frauen. Wissen. Wien. Bild.macht Sexismus in der Werbung. Analysen und Strategien. Wien: Magistratabteilung 21, S. 19 – 30.

Trallori, Lisbeth N. (2015): Der Körper als Ware. Feministische Interventionen. 1. Aufl. Wien: Mandelbaum-Verlag.

Verweijen, Stephan/ Völkl-Kernstock, Sabine (2004): Hilfe, mein Kind wird erwachsen: Rechte, Pflichten und Bedürfnisse von Jugendlichen. Wien: Manz.

Wendt, Eva-Verena (2009): Sexualität und Bindung: Qualität und Motivation sexueller Paarbeziehungen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter. Weinheim: Juventa-Verlag.

Wilde, Adrian (2009): Warum Schwule mehr Stil haben: und was wir alle von ihnen lernen können. Bergisch Gladbach: Bastei Lübbe.

Wizorek, Anne (2004): Weil ein Aufschrei nicht reicht. Für einen Feminismus von heute. Frankfurt am Main: Fischer Verlag.

Weidinger, Bettina/ Kostenwein, Wolfgang/ Daniela, Dörfler (2007): Beratungsgespräch mit Jugendlichen. 2. erweiterte und ergänzte Auflage. Wien: Springer-Verlag.

Wuttig, Bettina (2013): In: Kann man anders wahrnehmen, als man wahrnimmt? Alexander-technik als querliegende Rationalität zu gendernormativen Körperinszenierungs- und Wahrnehmungsweisen am Beispiel hegemonial-weiblicher Körpercodes. In: Linke, Gabriele/Milewski, Nadja/ Rudolf, Beate/ Ehlers, Hella (Hrsg.): Körper-Geschlecht-Wahrnehmung. Sozial- und Geisteswissenschaftliche Beiträge zur Genderforschung. Berlin: LIT Verlag, S. 44-65.

15.2 Quellenverzeichnis empirischer Teil

Bortz, Jürgen/Döring, Nicola (2006): Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. 4. Aufl. Berlin, Heidelberg: Springer Medizin Verlag.

Kuckartz, Udo/Heiko, Grunenberg/Dresing, Thorsten (Hrsg.) (2007): Qualitative Datenanalyse computergestützt. Methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis. 2. überarbeitete und erweiterte Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH.

VERBI Software. Consult. Sozialforschung. GmbH (2017): MAXQDA – The Art of Data Analysis. In: <http://www.maxqda.de/produkte> [04.05.2017].

Mayring, Philipp (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 12. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Nohl, Arnd-Michael (2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. 5. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.

15.3 Onlineliteratur

Abdul-Hussain, Surur (2014): Geschlecht und Gender. In: https://erwachsenenbildung.at/themen/gender_mainstreaming/theoretische_hintergruende/geschlecht_und_gender.php [03.05.2019]

Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Präsidium, Abteilung Präsidium Kinder- und Jugendanwaltschaft OÖ (2014): Was tun bei Mobbing in der Schule. Information für die Eltern. In: https://www.land-oberoesterreich.gv.at/files/publikationen/Kija_wastunmobbing.pdf [04.05.2019]

Besic, Adelita/Müller, Rahel/Oesch, Lisa/Foken, Sarah (2019): Konzept Fachbereich Mädchen*arbeit Toj. In: KONZEPT FACHBEREICH MÄDCHEN*ARBEIT TOJ In: <https://www.toj.ch/ueber-uns/was-wir-tun/was-ist-offene-jugendarbeit> [30.07.2019]

Both, Sophia (2019): Queer Theory. In: https://www.uni-due.de/genderportal/studis_queer.shtml [02.05.2019]

Bundeszentrale für politische Bildung (2019): Die sexuelle Revolution. Interview mit Martin Goldstein. In: <https://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/68er-bewegung/51853/sexuelle-revolution?p=all> [09.05.2019]

Eitler, Pascal (2019): Die ›sexuelle Revolution‹ – Körperpolitik um 1968. In: https://www.academia.edu/31513056/Die_sexuelle_Revolution_-_K%C3%B6rperpolitik_um_1968 [09.05.2019]

Fröhlich, Fabienne (2018): Feministische Mädchenarbeit. In: <https://gender-glossar.de/glossar/item/81-feministische-maedchenarbeit> [02.08.2019]

Fuchs-Mair, Waltraud (2019): Leitlinien für die Mädchenarbeit. Amt der Tiroler Landesregierung, Fachbereich Jugend. In: https://www.tirol.gv.at/fileadmin/themen/gesellschaft-soziales/kinder-und-jugendliche/jugendreferat/downloads/maedchen/BRO_JugArbMaed_2013-WEB.pdf

Gernert, Johannes (2019): Schamhaarverlust durch Pornokonsum. In: <https://www.stern.de/fotografie/akt/-sexreport-2008--schamhaarverlust-durch-pornokonsum-3754358.html> [01.05.2019]

Geiser, Lukas (2019): Portfolio. In: http://www.lukasgeiser.ch/crbst_2.html [01.05.2019]

Gudjons, Herbert (2019): Vita und Arbeitsbereiche. In: <http://www.herbert-gudjons.de/vita.php> [01.05.2019]

Kerscher, Karl-Heinz Ignatz (2006): Zum Verhältnis von Sexualverhalten, sexuellen Funktionsstörungen und Persönlichkeitstypus. Online Publikation. In: http://opus.uni-lueneburg.de/opus/volltexte/2006/356/pdf/Charakter_Sex.pdf [10.10.2018]

Lewandowski, Sven (2019a): Lebenslauf. "Wurde geboren, lebte und starb (noch nicht)" In: <http://www.svenlewandowski.de/41256.html> [04.05.2019]

Lewandowski, Sven (2019b): Die Praxen der Amateurpornografie. Projektbeschreibung. In: <http://www.svenlewandowski.de/108201.html> [04.05.2019]

- Luber, Eva (2015): Rezension zu: Gudrun Quenzel: Entwicklungsaufgaben und Gesundheit im Jugendalter. Weinheim und Basel: Beltz Juventa. In: <https://www.socialnet.de/rezensionen/18956> [13.10.2019]
- Lugstein, Teresa (2008): Ist Mädchenarbeit überhaupt noch notwendig? Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit. Jugend inside 2. In: <http://www.dv-jugend.at/jugend-inside/> [02.08.2019]
- Matthiesen, Silja (2019): Projektbeschreibung. In: <http://bzga.studentensexualitaet.de/pages/projektbeschreibung.php> [20.6.2019]
- Matthiesen, Silja/Böhm, Maika (2013): Sexualwissenschaftliche Erhebung. Wie organisieren Studierende Beziehung und Sexualität? In: <http://bzga.studentensexualitaet.de/pages/publikationen/aktuelle-publikationen.php> [20.6.2019]
- Medizinische Universität Wien (2019): Genderidentitäten – Glossar. In: https://regenbogen-gruppe.meduniwien.ac.at/fileadmin/regenbogengruppe/img/Aktiv%C3%A4ten/Glossar_Genderidentit%C3%A4ten_Langversion.pdf [08.05.2019]
- MDR-Wissensmagazin (2019): Bildung für alle. Sexualforscher Kurt Starke im Portrait. In: <http://www.mdr.de/lexi-tv/gesellschaft/artikel19690.htmlartikel19690.html> [02.05.2019]
- Rohr, Elisabeth (2019): Elisabeth Rohr. In: <http://elisabethrohr.de/> [30.04.2019]
- Ruf, Amanda (2008): „Den Mädchen Freiräume geben?!“ oder „Die Jungs klein halten?!“ Ist mädchenarbeit überhaupt noch notwendig? Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit. Jugend inside 2. In: <http://www.dv-jugend.at/jugend-inside/> [02.08.2019]
- Stang, Werner (2019a). Erziehungsstile und Erziehungsziele. Arbeitsblätter. In: <https://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/ERZIEHUNG/Erziehungsstile.shtml> [05.05.2019]
- Stang, Werner (2019b). Erziehungsstil. Werner Stangls Pädagogik News. In: <https://paedagogik-news.stangl.eu/erziehungsstil/> [05.05.2019]
- Statistik Austria (2018): Familien. In: https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/familien/index.html [20.11.2018]
- University of Illinois Springfield (2019): Gender and Sexuality Student Services. LGBT & Ally Terms and Definitions. In: <https://www.uis.edu/gendersexualitystudentservices/students/ally-guide-uis/lgbt-ally-terms-and-definitions/> [09.05.2019]
- Vinke, Beate (2019): Mädchenarbeit in Genderzeiten. Eindrücke vom 5. Vernetzungskongress. Mädchenarbeit in NRW. In: <https://wirfrauen.de/maedchenarbeit-in-genderzeiten/> [05.08.2019]
- Wizorek, Anne (2019): Über Anne Wizorek. In: <https://www.annewizorek.de/ueber> [02.05.2019]
- World Health Organisation (2018): Definition. In: <http://www.euro.who.int/en/health-topics/Life-stages/sexual-and-reproductive-health/news/news/2011/06/sexual-health-throughout-life/definition> [12.12.2018]